11 2. Aprilheft 1959

ILLUSTRIERTE

ZB ZEIT IM BILD

IN DIESEM HEFT:

Flug in die Polarnacht

ZB-Exklusivbericht über eine Reise zur sowjetischen Station „Nordpol 7"

Kupferschlacht in vollem Gange

Über die Einführung der neuen Technik im Mansfelder Kupferbergbau berichtet ZB auf Seiten 6/7

Menschen wie du und ich

Der Forscher und Schriftsteller Erich Wustmann erzählt von Erlebnissen seiner jüngsten Expedition im Gebiet der Blasrohrindianer

Foto Wustmann

DAS SCHÖNE FOTO

Foto Abel, Meiningen

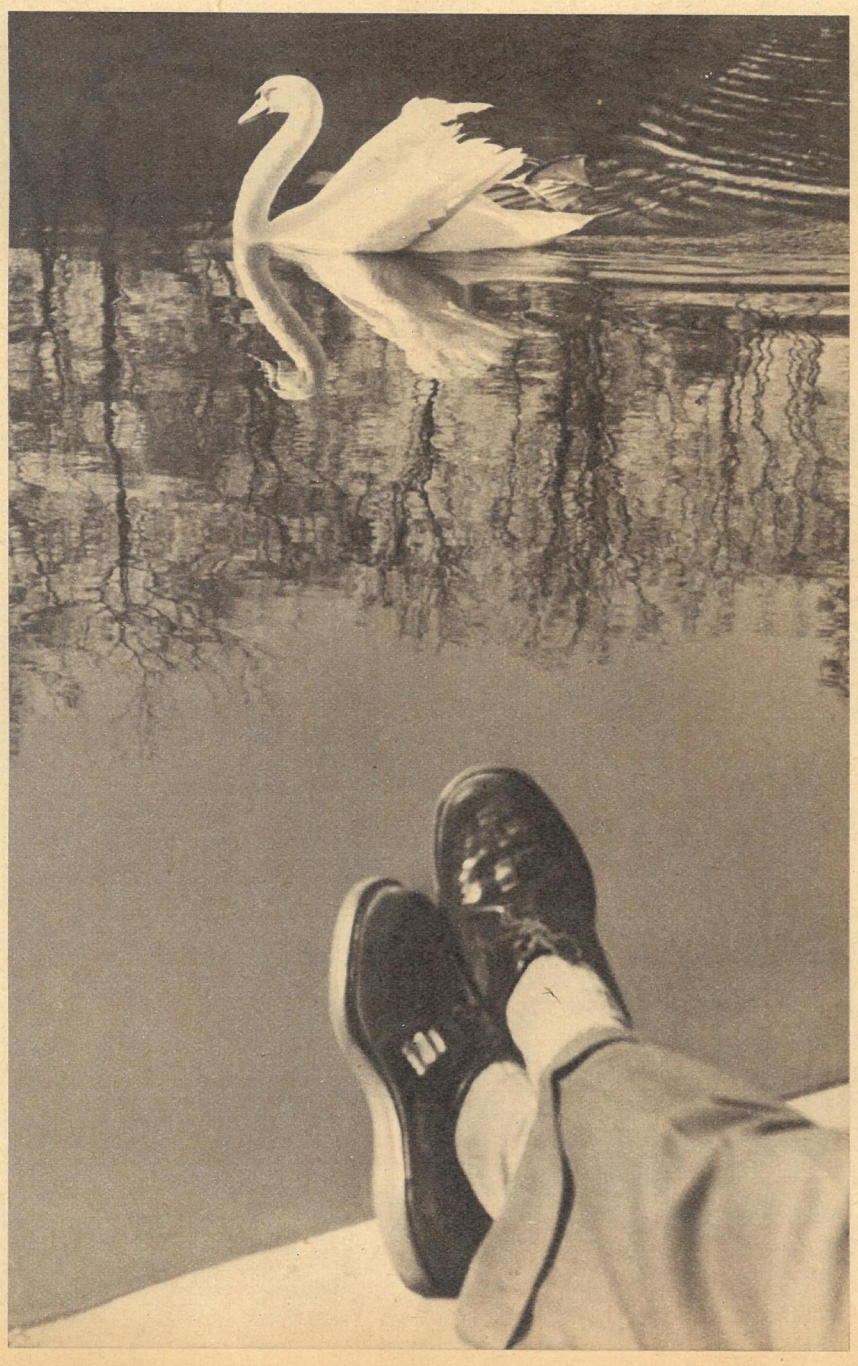


Foto Steffen, Berlin

Man sollte mal DARÜBER SPRECHEN

Was wir an Harry Belafonte schätzen und an Peter Kraus nicht

Es gibt einen älteren Berliner Witz um den Schlager: Ein Schlagerdichter kommt zu einem Musikverleger und bietet einen Schlager an. Der Verleger fragt: „Ist er lustig?" „Nee", antwortet der Gefragte. „Hat er Sinn?" forscht der Verleger weiter. „Keen Jedanke!" entsetzt sich der Texter. „Ist neue Musik drin?" „Jott bewahre!" lautet die Antwort. „Großartig!" ruft da der Verleger spontan aus, „wird 'n Bombenerfolg!"

Wie gesagt, ein Witz mit einem sehr wahren Kern. Die Wirklichkeit sieht so aus: „Das Gefährlichste in unserem Beruf ist die Liebe zur Kunst!" Das sagt der westdeutsche Schlagerkönig Kurt Feltz. „Ich habe mir in 25 Jahren abgewöhnt, auf meinen eigenen Geschmack zu achten."

Solch ein zynisch-freches Geständnis zum Geldmacherprinzip ist bisher in den letzten Jahren von keinem Vertreter der kapitalistischen Schlagerindustrie gemacht worden. Der gleiche Schlagervielschreiber Kurt Feltz gestand, daß er einen romantischen Hafennamen, den viele Schlagerhörer für einen südamerikanischen halten, des Wortklanges, Reimes und Rhythmus wegen glatt erfunden hat. Das ist das zweite, selten offene Eingeständnis eines der Gewaltigsten in der westzonalen Schlagerbranche. Ein drastischeres Beispiel für die Unredlichkeit des Schlagertextes im Westen kann es kaum geben. Und täglich kommen neue Machwerke in den Schnulzenfabriken hinzu, die eine Südseeromantik vorgaukeln, von Italien mit seinen klangvollen Städtenamen singen, Amerika mit seiner Cowboyromantik verherrlichen und von Hunderten von Häfen mit ihren Schiffen, Kapitänen und Mädchen, die nicht treu sind, berichten. Zu diesen Schmachtfetzen gesellen sich solche, die die NATO-Politik preisen, die den Amis die deutschen Mädchen schmackhaft machen, die behaupten, daß Politik nutzlos sei: „Links, rechts, alles egal . . ." So tönt es aus den Lautsprechern. „Sei zufrieden mit deinem Schicksal . . ." Das ist Bonner Politik! Seid zufrieden, haltet den Mund, wenn Atomrampen gebaut werden. — Das könnte dem alten Mann in Bonn so passen! So könnte man noch beliebig weiter aufzählen. Immer mehr ist durch solch gewissenlose Schlagerbosse, wie Kurt Feltz, der Schlager zu einem politischen Massenbeeinflussungsmittel geworden, der die Menschen einschläfern und ihre Augen vor der Wirklichkeit verkleistern soll.

Harry Belafonte: Singt nicht mehr alles

Fotos: Steffen, ZB

Um so bedauerlicher ist es, daß sich gute Interpreten, wie Caterina Valente und Vico Torriani, herablassen, auch solchen Schund zu singen, abgesehen von Hüftenwackler Peter Kraus, Conny und Heulboje Nr. 1, Elvis Presley. Nun sind uns einige Jugendliche sehr böse, daß wir in „Zeit im Bild" Nr. 6/59 in dem Artikel „Friß oder stirb!" die auch hier genannten Schlagerstars im Zusammenhang einer Einschätzung des westzonalen Schlagergeschäftes charakterisierten. War das etwa falsch? Bedeutet den Genannten, leider auch der hochbegabten Caterina Valente, das Geschäft nicht doch mehr als die Kunst? Auch Harry Belafonte, der weltberühmte farbige Calypsosänger aus Harlem, den Negerslums New Yorks, sang einst ein schmalziges, lebensfremdes Liebeslied nach dem anderen. Doch hören wir ihn selbst: „Ich konnte die verlogenen, unechten Texte nicht mehr ertragen. Mehr als einmal rannte ich nach meinem Auftritt in die Garderobe und schaute in den Spiegel, um zu sehen, ob ich noch ich war." Harry Belafonte brach mit der Vergangenheit und wandte sich den schönen Liedern der westindischen Heimat seiner Mutter zu.

Er wurde der berühmte Calypsosänger, sein „Banana-Boat" wurde sogar weltberühmt. Doch der Text, der davon spricht, daß Neger von früh bis spät Bananenkörbe für die weißen Bosse der „United Fruit" schleppen müssen, wurde verfälscht: Aus dem treuen Esel Theo des Bananenarbeiters wurde ein störrischer Esel, ja es wurde aus dem Lied sogar eine rührselige Liebesgeschichte gemacht, in der das Mädchen Tschio den Esel Theo ersetzt. So wird versüßlicht. Aus dem amerikanischen Gewerkschaftslied „Sixteen tons" wurde das Schiff „Mary-Ann" usw. usf. (Leider lief die „Mary-Ann" auch über unsere Sender.)

Bedarf es noch weiterer Beweise? „Ich habe mir in 25 Jahren abgewöhnt, auf meinen eigenen Geschmack zu achten." Die Hauptsache: das Geld stimmt! — Typisch für alle westlichen Schlagerbosse.

Bernhard Liebscher

Peter Kraus: Singt alles . . .

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM

Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertretender Chefredakteur)
Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Eberhard Kottwitz, Günther Zumpe (Verlagsleiter)

Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstr. 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf

△ 381

Die Geschwulst muß weg!

„Der Menschheit ganzer Jammer packt mich an", möchte man mit Faust ausrufen, wenn man dieses Bild vom Bill-Haley-Krawall in Westberlin sieht.

Es wäre jedoch billig, sich über diese bedauernswerten jungen Menschen zu mokieren. Sie selbst wissen doch noch gar nicht, welch jämmerliche Rolle sie spielen. Diese fanatisierten Jugendlichen, die in ihrer Raserei die Einrichtung des Sportpalastes in Westberlin demolierten, sind nicht als Idioten zur Welt gekommen. Sie waren normale, harmlose Kinder, die ihre Umgebung, in die sie hineingeboren waren, vertrauensvoll hinnahmen, sie wie alle Kinder, als selbstverständlich ansahen. Sie konnten diese Welt nicht beurteilen. Sie konnten nicht erkennen, daß die „Frontstadt" Westberlin, in der sie leben, ein Krebsgeschwür ist, das geeignet ist, den ganzen Volkskörper zu vergiften. Sie kennen auch nicht die Symptome einer solchen Vergiftung.

Denn es ist eine Vergiftung! Das ist kein harmloser, jugendlicher Überschwang, wie manche diese Auswüchse bagatellisieren möchten. Das Gefährliche liegt doch darin, daß diese Menschen in Raserei versetzt werden, ohne daß dafür ein entsprechender Anlaß vorliegt. Sie ereifern sich um Nichtigkeiten, d. h. ihre moralischen Normen sind zerstört. Sie können ebensowenig zwischen wesentlich und unwesentlich wie zwischen richtig und falsch oder gut und böse unterscheiden. Daher kann man sie mit den billigsten und abgeschmacktesten Mitteln aufputschen und zu Schandtaten mißbrauchen.

Sie finden das übertrieben? — Vielleicht wissen Sie nicht: So, genau so sahen die Fratzen der SA-Banditen aus, die uns 1933 zusammenschlugen, die die „Kristallnacht" veranstalteten und uns im KZ quälten, nur um sich zu amüsieren. Wer einmal unter ihren Stiefelabsätzen lag, vergißt solche Physiognomien nicht mehr. Ich bin verpflichtet, im Namen der Millionen Gequälten und Ermordeten eindringlich zu mahnen und alle anständigen Menschen aufzufordern: Beseitigt das Krebsgeschwür, ehe es den Volkskörper vergiftet hat!

Aber wer hat diese jungen Menschen in einen solchen Zustand versetzt? Wer braucht solche brutalisierten Schläger?

Immer dieselben, immer wieder die Militaristen und Imperialisten, die Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Walther Rathenau, Kurt Eisner, Erich Mühsam und viele andere von solchen vertierten Kreaturen umbringen ließen. Es sind dieselben, die heute den kalten Krieg konservieren wollen, um ihn eines Tages in die auslöschende Glut der Atomraketen zu verwandeln. Sie brauchen eine „Frontstadt" Westberlin, um ihren Krieg und ihren Profit managen zu können. Und sie brauchen junge Menschen als Killer!

Nicht die Jugendlichen sind schuld; denn wenn man ihnen keine andere Perspektive geben kann, als die, im Bruchteil einer Sekunde ein Häufchen Asche zu werden, dann soll man sich nicht wundern, wenn sie in ihrer Ratlosigkeit und in ihrem Drang nach Befreiung von diesem Alpdruck auf eine solche widerliche Aufreizung hereinfallen und toben. Die Hoffnungslosigkeit und Sinnlosigkeit ihres Daseins hat das Bewußtsein dieser Jugendlichen wie ein Krebsgeschwür angefressen. Daher wie in der Medizin, so auch im Leben des Volkes: Rechtzeitige Operation beseitigt den Krebs. Die Geschwulst muß weg!

Laßt die Besatzer abrücken, dann werden sich die Westberliner schon eine andere Atmosphäre schaffen. Die Westberliner sind keine Selbstmörder, sondern vernünftige Menschen, die das Recht haben, sich ihre eigene Ordnung zu schaffen. Sie sind in ihrer überwältigenden Mehrheit für den Frieden. Vor allem wollen die Väter und Mütter ihren Kindern eine gesicherte Zukunft schaffen. Gebt ihnen die Möglichkeit dazu.

Beseitigt die „Frontstadt" und schafft ein freies Westberlin. Diese Eltern werden keine Bill-Haleys in ihre Stadt holen, um ihre Kinder zu Narren machen zu lassen, aus denen eines Tages Verbrecher werden können.

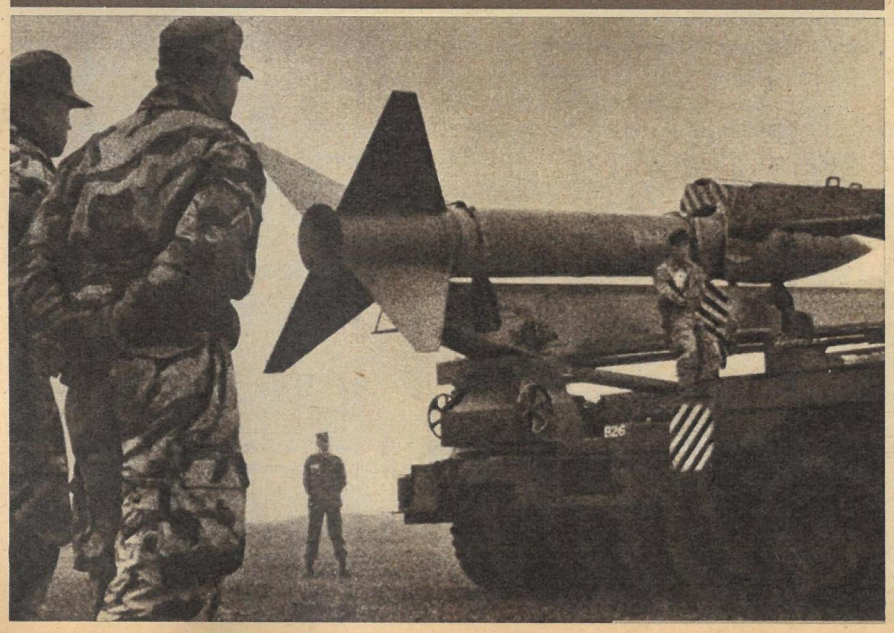
Prof. Herbert Crüger

Oberbürgermeister von Dresden
ehem. Prodekan der Pädagogischen Fakultät der Humboldt-Universität
und Direktor des Instituts für Kunsterziehung

Norstad will nicht

In rund 20 Tagen beginnt im Genfer „Palais der Nationen" die Außenministerkonferenz. Hunderte Millionen Menschen erwarten von ihr und der hoffentlich folgenden Gipfelkonferenz die friedliche Regelung der entscheidenden strittigen Probleme, die zur Zeit noch einen Gefahrenherd darstellen. Es ist aber nachgerade üblich geworden, daß dann, wenn Verhandlungen vor der Tür stehen, Brunnenvergifter und Störenfriede auftauchen. Diesen beschämenden Titel erwarb sich diesmal General Norstad (Bild), militärischer Chef der NATO. In einer entspannungsfeindlichen Rede wandte er sich, natürlich von Bonner Kriegern lauthals unterstützt, gegen einen Friedensvertrag für Deutschland. Westdeutschland sei „der günstigste Aufmarschraum für atomar ausgerüstete Truppen". Disengagement (also atomwaffenfreie Zone etwa) und Truppenrückzug (eine logische Konsequenz des abgeschlossenen Friedensvertrages) wären hingegen „katastrophal". Was der Vier-Sterne-General katastrophal nennt, wäre freilich für das deutsche Volk und auch für seine Nachbarn ein wahrer Segen, denn „Honest-John"-Raketen (unteres Foto) könnten dann nicht mehr länger ihre Mündungen gen Prag oder Dresden richten. Die nach Genf reisenden Außenminister besonders der Westmächte täten gut daran, wenn sie sich am Verhandlungstisch von den Forderungen der Völker leiten lassen und nicht von den Reden blindwütiger Generale.

Fotos: ZB-Archiv

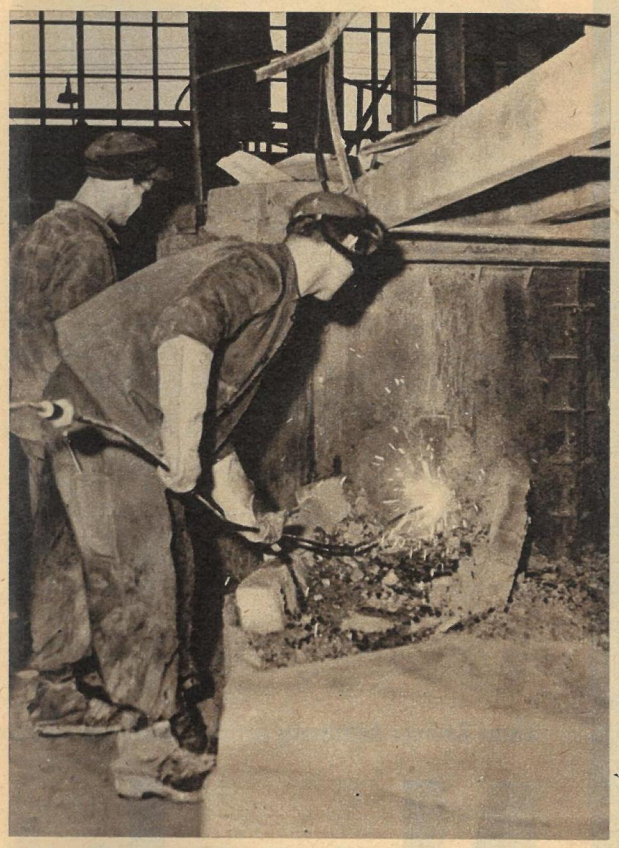


Die neue Technik, die in den Mansfelder Kupferschächten unter Tage ging, den Kumpeln die Arbeit erleichtert und größere Fördermengen ermöglicht (siehe ZB 7/59), zieht auch über Tage in die Hütten ein. Arbeiter, Techniker und Wissenschaftler verbessern in ständiger guter Zusammenarbeit nicht nur die Hüttentechnologien, sondern forschen auch ständig nach neuen Möglichkeiten, die abgebauten Erze immer qualifizierter auszubeuten und aufzubereiten. Sie versuchen, sogar noch aus „Abfallprodukten" für unsere Volkswirtschaft wertvolle Elemente zu gewinnen. Von solchen hervorragenden Beispielen aus den Hütten und verschiedenen weiterverarbeitenden Betrieben berichten Ilop (Fotos) und Lisa Schirmer (Text) für Zeit im Bild

Die Kupferschlacht in vollem Gange

In haarfeinen, biegsamen Kupferdraht verwandeln die 7000 Werktätigen des Stahl- und Walzwerkes Hettstedt die Blöcke aus Elektrolytkupfer. Es wird hier erneut geschmolzen, gewalzt, gepreßt und gezogen. Die automatische Drahtziehmaschine wickelt in jeder Schicht rund 98 Kilometer Kupferdraht auf, der dann in solchen zentnerschweren Paketen seine Reise in die Betriebe aller Industriezweige antritt. Auch Kupferbleche, Bänder, Rohre und Profile gehören zum Produktionsprogramm des Werkes. — Mit dem Kupfer allein ist die Ausbeute aus der Tiefe der Schächte aber noch nicht erschöpft. Bei der Elektrolyse zum Beispiel sammelt sich auf dem Boden der Säurebäder dicker Anodenschlamm. Laboruntersuchungen dieser Rückstände ergeben etwa 1000 Gramm Gold pro Tonne und außerdem 45 Prozent Silbergehalt (Foto ganz oben)

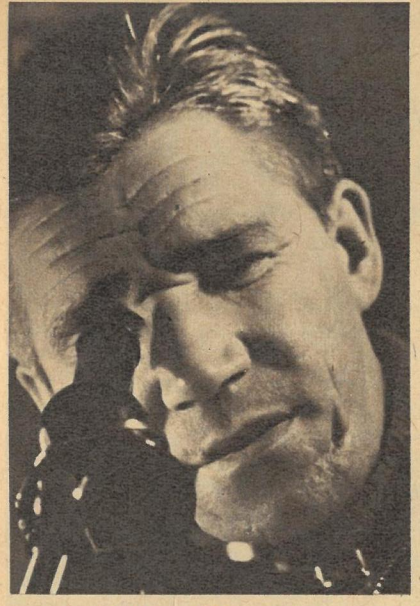
Auch nachts verlöschen in den zahlreichen Mansfeldhütten die Schmelzfeuer nicht, und die Glut der Abstiche mit ihren auflodernden Flammensäulen und dem Sprühregen Tausender Funken wirft ihren Widerschein über den dunklen Horizont. Ununterbrochen rollen die Loren mit der glühenden Schlacke zu den Gießplätzen der beiden Rohhütten. Die Schlacke wird hier zu Qualitätssteinen für den Straßen- und Molenbau vergossen, die nicht nur bei den Arbeitern des Rostocker Überseehafens, sondern auch im sozialistischen und kapitalistischen Ausland sehr geschätzt sind. Die Seemolen in Holland zum Beispiel sind mit Mansfelder Schlackensteinen ausgemauert, von denen jeder etwa 250 Zentner wiegt. — Den wissenschaftlichen Untersuchungen ist aber auch gelungen, den bisher völlig ungenutzten Flugstaub der Mansfelder Bleihütte auszubeuten. Aus diesem Staub wird das äußerst wertvolle Germanium gewonnen, das erste deutsche überhaupt. Enorme Einsparungen sind dadurch möglich: Eine Tonne Germanium kostet etwa 8 000 000 Mark



Die August-Bebel-Hütte ist der erste Nichteisen-Betrieb der Welt, in dem es nach langwierigen Forschunsarbeiten gelungen ist, die Sauerstoffmetallurgie anzuwenden. Durch das zusätzliche Einblasen von Sauerstoff wird innerhalb von 24 Stunden eine Mehrleistung von 70 Tonnen erreicht. Obwohl die gesamte Hütte zur Zeit einer großzügigen Rekonstruktion unterzogen wird — bald löst eine Elektrohängebahn die Handbeschickung der Öfen ab —, wollen die Hüttenarbeiter ihren um 60 000 Tonnen erhöhten Plan für 1959 vorfristig erfüllen

Neue Wege zur Steigerung der Schmelzausbeute werden mit dieser Flotationsanlage beschritten. Kam bisher das Erz meistens mit einem Kupfergehalt von nur eineinhalb Prozent in die Hütten, so wird jetzt auf physikalisch-chemischem Wege ein Konzentrat von acht bis zehn Prozent hergestellt. Die Schiefern werden zunächst fein gemahlen. Das taube Gestein sinkt dann in der Anlage nach unten, während das Konzentrat, durch die Flotationsreagenzien gebunden, aufsteigt. Der Preis für das Flotieren einer Tonne Kupfererz beträgt nur die Hälfte der entsprechenden Schmelzkosten

Zehn Zentner Feinsilber schmilzt Willi Rüdiger jeden Tag im Graphit-Tiegel aus Anodenschlamm heraus. Wenn er das kochende Metall unter einem eiskalten Wasserstrahl in die Kühlpfanne gießt, bilden sich diese glitzernden Granalien, die im VEB Agfa Wolfen für die Filmindustrie weiterverarbeitet werden. Neben Gold, Nickel, Blei, Selen, Rhenium und Platin enthält das Kupfererz noch etwa 36 andere Elemente. Unsere Wissenschaftler kommen ihnen Schritt für Schritt auf die Spur

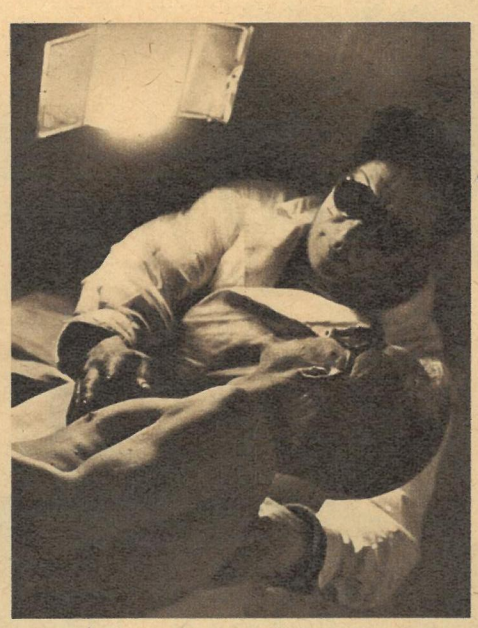


Mit Hilfe moderner Ausrüstungen, die vom Arktischen Institut in Leningrad entwickelt worden sind, untersucht der Leiter der Polarstation, Nikolai Below, die Schichten des Meeresgrundes. Er liest aus ihnen Vorgänge heraus, die sich in den Urzeiten der Erde abgespielt haben

Auf dieser Funkstation versieht J. Schljachowoi schon seit über einem Jahr seinen Dienst. Ein Jahr, das ist ein Polartag und eine Nacht. Als die internationale Journalisten-Delegation auf Nordpol – 7 eintraf, war Nacht, und als sie nach vier Tagen die Station wieder verließ, war noch immer Nacht. Nacht ist hier einen ganzen Winter lang

Dieses „Bauwerk" war das „Hotel" der Journalisten auf der driftenden Polarstation, die in diesen Tagen, sie befindet sich etwa 300 Kilometer vor der gröntändischen Küste, ihre wissenschaftlichen Aufgaben erfüllt hat. Die 28 Mann starke Besatzung der Station und das wertvolle wissenschaftliche Gerät werden mit Flugzeugen abtransportiert

Die modernste Technik ist für die Überwinterer unentbehrlich, und so haben sich Traktor und Hubschrauber schon manches Lob verdient. Alte erfahrene, von Wind und Wetter abgehärtete Arktisforscher standen dem Leiter der Station zur Seite. Beispielsweise der Meteorologe Schipilow, der im vorigen Juli seine „Silberhochzeit mit der Arktis" feierte, mit anderen Worten, der schon seit über 25 Jahren in dieser Region des ewigen Eises arbeitet



Das fehlende Sonnenlicht wird in der Polarnacht durch Quarzlampen ersetzt. Stationsarzt Makarow sorgte gewissenhaft für die Gesundheit der Forscher, außerdem schrieb er eine Dissertation über die Reaktionen des Organismus in den höchsten geographischen Breiten

Tag und Nacht — Nacht! Das erstemal in der Geschichte der Presse, daß einer Journalisten-Delegation eine Reise nach dem Nordpol ermöglicht wurde. „Uns lockte nicht nur das Abenteuerliche einer Reise ins Reich des ewigen Eises und des Nordlichts, nicht nur die verheißene Rentierfahrt in die Tundra", schreibt der italienische Journalist Giuseppe Garritano. „Wir wollten vor allem mit eigenen Augen sehen, wie menschliches Können, Beharrlichkeit und Kühnheit sich eine Natur unterworfen haben, die so schreckliche Waffen hat wie grimmige Fröste, Orkane mit Schneetreiben (rechts im Bild ein „ganz gewöhnliches" auf Franz-Joseph-Land), berstende Eisschollen und eine den ganzen Winter andauernde Finsternis." Seit 1937 driften schon sowjetische Polarstationen auf Eisschollen. Die 7. wird nun aufgelöst, eine 8. eingerichtet, denn noch bewahrt auch die Arktis manches Geheimnis. „Mit Liebe und Achtung werden wir an diese Menschen denken", bemerkte Giuseppe Garritano abschließend, „von denen viele unsere Freunde geworden sind."

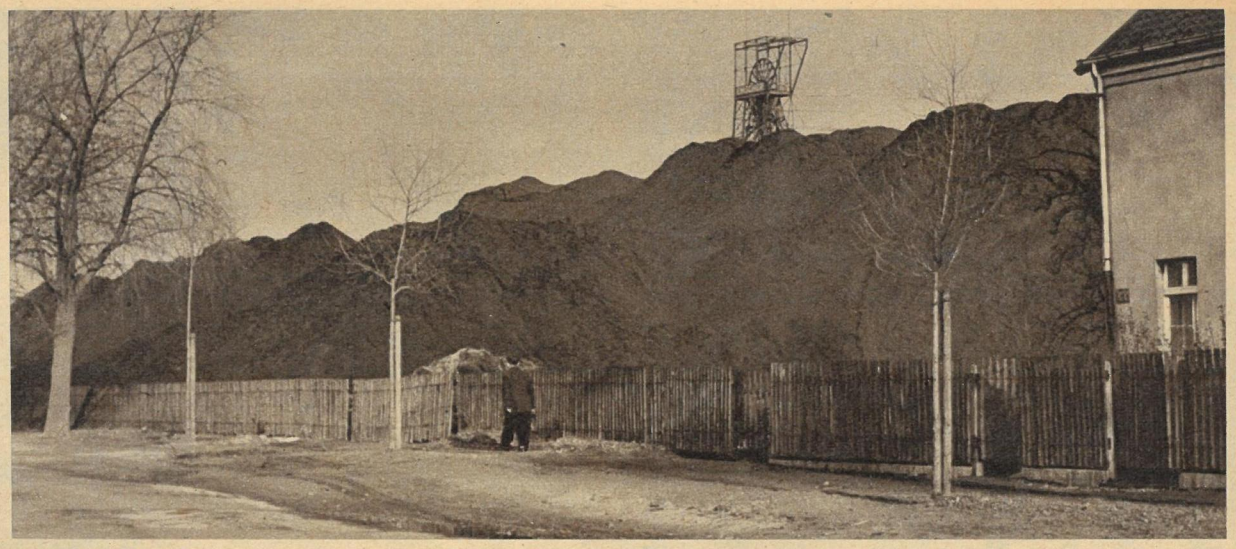
Kurze Zeit vor Auflösung der driftenden sowjetischen

Nacht

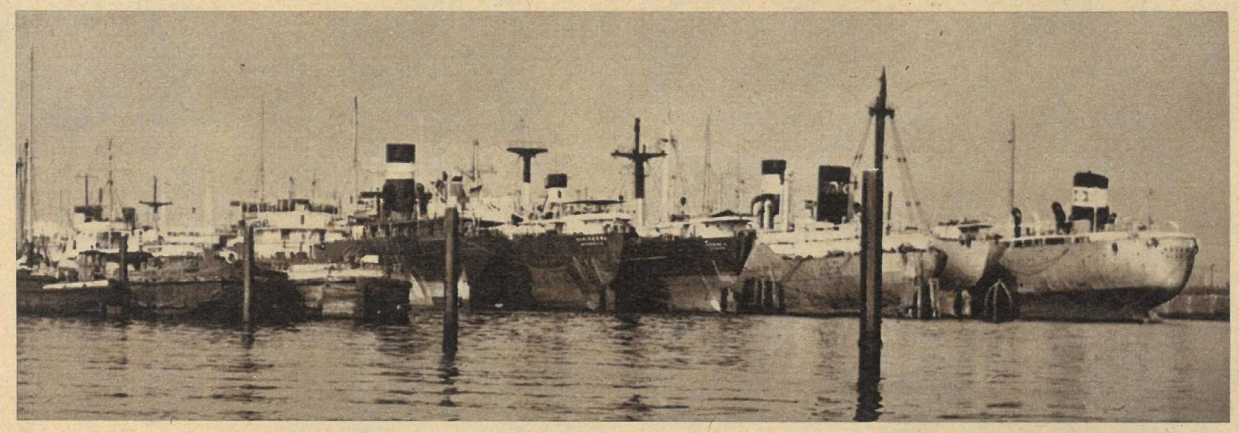
Station „Nordpol – 7" besuchten 20 Journalisten aus 12 Ländern dieses wissenschaftliche Großlabor. Unser sowjetischer Bildreporter W. Kiwrin berichtet darüber

– einen Winter lang

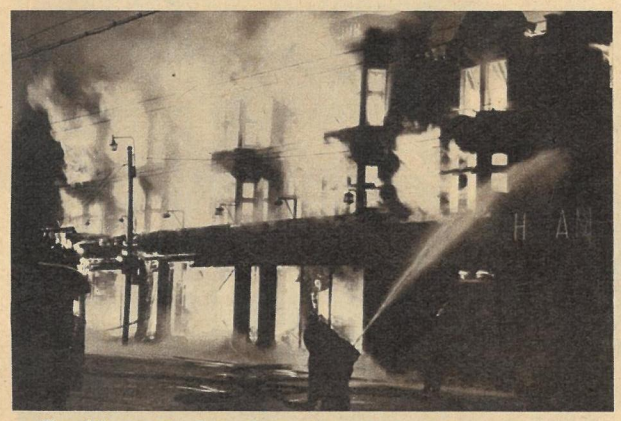
Grüße aus der Urzeit. Die Kiesgrube des volkseigenen Magdeburger Kieswerkes in Barleben, Kreis Wolmirstedt, wurde zu einer wahren Fundgrube für unsere Geschichtsforscher. In den vergangenen Jahren wurden von der Belegschaft dieser Kiesgrube schon viele Fundstücke zutage gefördert, die hohen geschichtlichen Wert haben und Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten sind. Bernhard Lange, Angestellter des Kieswerkes und ehrenamtlicher Pfleger für Vor- und Frühgeschichte präsentiert einige Funde aus der letzten Zeit: Bruchstücke von Mammutknochen und -stoßzähnen sowie Mammutzähne (rechts), die fast so groß wie Kinderköpfe sind



Die Krise im Bild. Unbarmherzig wachsen die Kohlenhalden im Ruhrgebiet. Allein an unverkaufter Kohle liegen über 15 Millionen Tonnen auf Halden. Aber auch die Zahl der Schiffe steigt, die in den Häfen ohne Fracht liegen. Kürzlich hatten bereits 88 westdeutsche Schiffe mit fast einer halben Million Tonnen Tragfähigkeit in Hamburg-Waltershof festgemacht (Bild unten). Die Zahl der Arbeitslosen und der Kurzarbeiter steigt. „Auf dem Wege von normalen Wirtschaftsverhandlungen könnten wir die Kurzarbeit und die Arbeitslosigkeit beseitigen", sagte Walter Ulbricht auf der kürzlich durchgeführten IX. Gesamtdeutschen Arbeiterkonferenz in Leipzig. „Oder traut ihr etwa dem Ministerpräsidenten der UdSSR, Genossen Chruschtschow, nicht zu, daß er gemeinsam mit den anderen sozialistischen Staaten so viel Aufträge zusammenbringt, daß in Westdeutschland die Industrie ausgelastet wird? . . . Diese Frage kann man absolut lösen, aber man kann sie nur durch einen Friedensvertrag lösen."



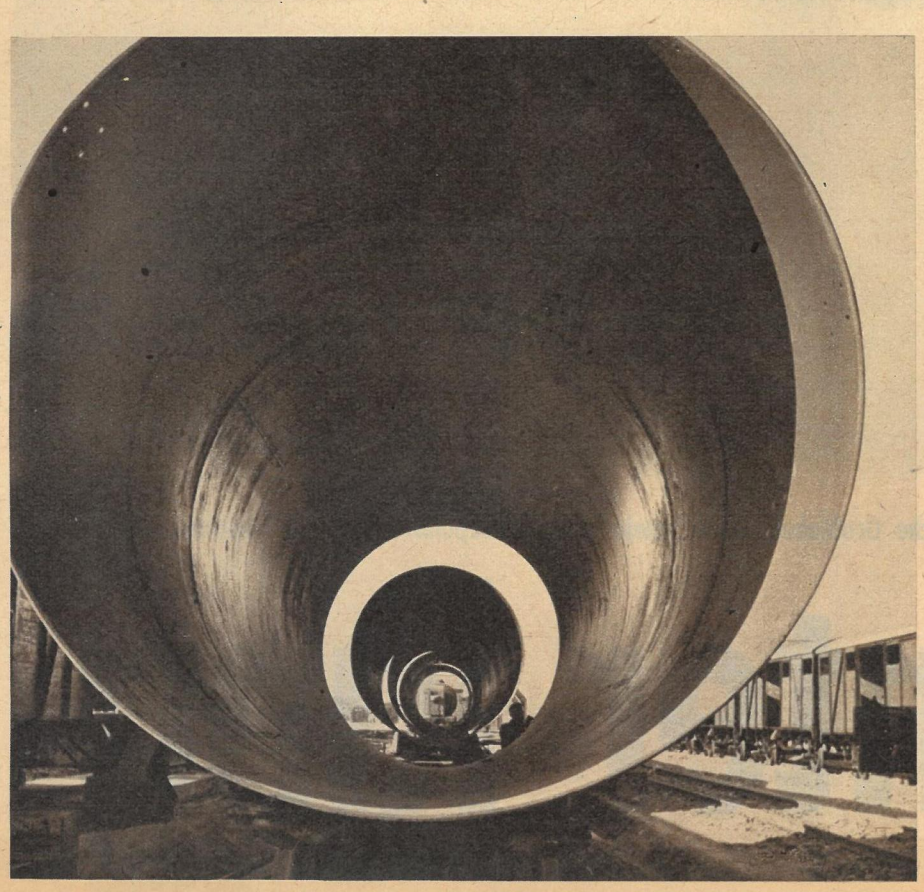
Fotos: Steffen (4). HO-Bild. Flacara. Zentralbild



Großfeuer in London. Der größte Brand der Nachkriegszeit, der am Stadtrand Londons ausbrach und dem u. a. zwei große Möbelhäuser und sieben Läden zum Opfer fielen, alarmierte die Feuerwehr der Themsestadt. Über 300 Feuerwehrleute, die selbst aus der Grafschaft Essex herbeigeeilt kamen, gingen dem Großfeuer zuleibe, das auch, begünstigt durch den Wind, zahlreiche Wohnhäuser erfaßte

ZEIT IM BILD

△ **Marsch auf London.** Einen grandiosen Abschluß fand der viertägige Osterfriedensmarsch der britischen Atomkriegsgegner in London. Als der Demonstrationszug, der am Karfreitag in Aldermaston, dem britischen Atomwaffenzentrum, aufgebrochen war, den 85 Kilometer entfernten Londoner Trafalgar Square erreicht hatte, war die Marschsäule auf 15000 Menschen angewachsen. Weitere 15000 erwarteten ihn auf dem riesigen Platz, wo eine eindrucksvolle Kundgebung stattfand. Unser Foto zeigt die Teilnehmer des Ostermarsches am Atomwaffenzentrum



◁ **Riesen aus Rumänien.** Weder um überdimensionale Wasser- noch um Gasrohre handelt es sich hier, sondern um Teile für die Ausrüstung von Zementfabriken. Sie wurden in dem Bukarester Betrieb „23. August" hergestellt und sind für den Export bestimmt. Ein Beweis für die Entwicklung dieser Volksrepublik

Bademode 1959? So wird ▷ sie von westlichen „Modeschöpfern" angepriesen. Ihr Vorteil soll es sein, daß sich die Damen vor dem Seeaufenthalt keiner Hungerkur mehr zu unterziehen brauchen, da das „Ballon-Trikot" alles verdecke. Angesichts solcher Badeanzugmonstren bleiben unsere Frauen lieber bei den praktischen „Goldfisch"-Modellen

DIE ALTEN

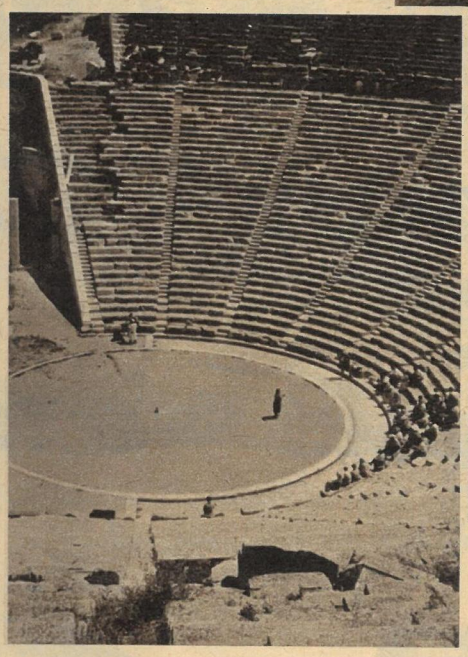
KULTUREN

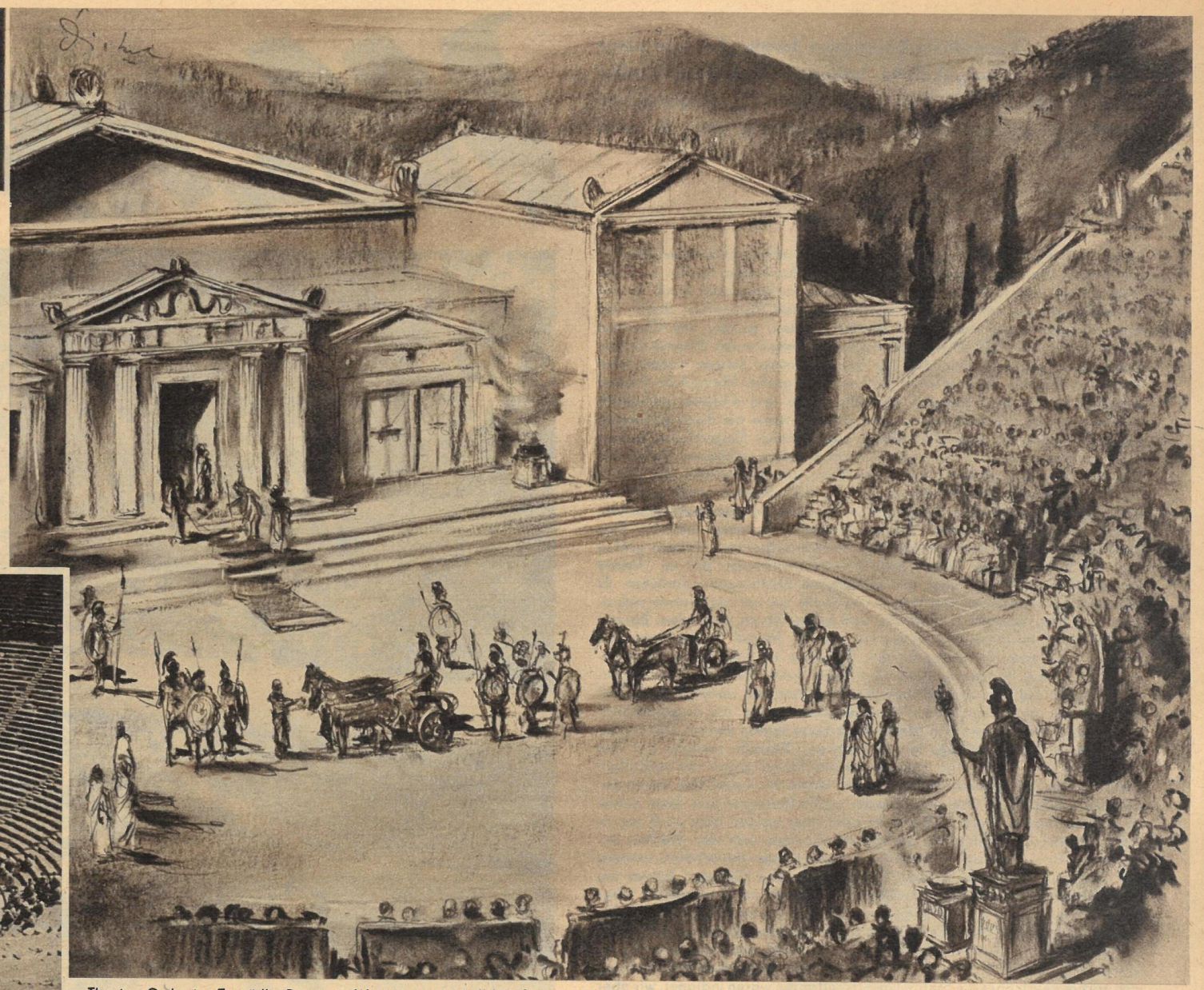
DER MENSCHHEIT

Bildbericht Adelhelm Dietzel

24

Das „Perikleische Zeitalter", in welchem Kunst und Philosophie eine solche Steigerung erfuhren, daß sie zur Grundlage abendländischen Schaffens und Denkens wurden, fand ein jähes Ende durch den Peloponnesischen Krieg (431—404 v. u. Z.). Sparta gelang es, die wirtschaftliche und kulturelle Vormachtstellung des demokratischen Athen, die es eifersüchtig beobachtet hatte, zu zerschlagen. Die Gegensätze und Kämpfe zwischen Aristokratie und dem Demos dauerten aber an, und nun begann erst recht das Ringen einzelner Städte und Staaten um Macht. Die Selbstzerfleischung Griechenlands nahm seinen Anfang, so daß es sich gegen fremde Eroberer nicht mehr zur Wehr setzen konnte





Theater, Orchester, Tragödie, Drama — Worte unseres täglichen Sprachgebrauchs — sind griechischen Ursprungs und erinnern an die dramatische Dichtung, die gleichfalls im Zeitalter des Perikles ihre Blüte erlebte. Probleme der Zeit, Konflikte der Menschen mit dem Schicksal sind — neben Stoffen aus Heldensage und Mythos — in den Werken verarbeitet, deren berühmteste Schöpfer Aischylos, Sophokles und Euripides waren. — Von den zahlreichen Anlagen ist das Theater bei Epidauros am besten erhalten geblieben. In einer herrlichen Landschaft gelegen, besitzt es mit 17 000 Plätzen eine erstaunliche Akustik und einen unvergleichlichen Reiz, so daß man sich entschloß, in Form von Festspielen hier die berühmten Dramen der griechischen Antike alljährlich aufzuführen, hier, wo bereits vor Jahrtausenden die Chöre der unsterblichen Tragödien erklangen.

Die Initiative

In der Elternbeiratssitzung meldete sich Herr Kun zum Wort: „Für unsere Kinder wird nichts getan. Sie haben nur ihren Pioniernachmittag und die Turnstunde. Ich beantrage, den Kindern Puppentheater vorzuspielen."

Darauf erhob sich Herr Konicka: „Ich stimme dieser Ansicht zu, daß für die Kinder hier nichts getan wird. Man sollte einen Mitschurin-Zirkel, einen Feuerwehr- und technischen Zirkel bilden."

Auch Herr Konicek faßte Mut und sagte: „Ich meine, daß das richtig ist. Ich weiß nicht, wie ihr darüber denkt, aber man sollte den Kindern zweimal wöchentlich einen Film vorführen."

Ganz klar formulierte das Herr Kobylka: „Ja, für die Kinder wird hier nichts getan, und sie haben dann Zeit, draußen herumzurennen und Lumpereien zu machen. Ich fordere nachdrücklich einen Schachzirkel, für die Kinder vom dritten Schuljahr an verbindlich. Schach nimmt viel Zeit in Anspruch, und so bleibt den Kindern keine Zeit für Lumpereien."

Der Direktor der Schule ergriff das Wort: „Eure Initiative freut mich sehr, liebe Eltern, und ich stimme mit Euch voll überein. Wir sollten Eure Vorschläge sofort realisieren. Es ist nur notwendig, daß sich einige zur Mithilfe anbieten. Wie Ihr wißt, hat jeder Lehrer zweimal wöchentlich Pioniernachmittag und zweimal Turnen, so daß wir allein das nicht bewältigen würden. Also, bitte, wer hilft Puppentheater spielen? Wer hilft bei der Vorführung der Filme, und wer meldet sich als Leiter der genannten Zirkel? Achtzig Eltern sind hier, davon werden sicher einige helfen wollen."

Eine Weile war es ganz still. Eigentlich recht lange! Dann meldete sich beherzt Herr Kun:

„Ich denke, das Puppentheater könnten Sie selbst übernehmen. Das schaffen Sie noch. Es müßte ja auch nicht jede Woche sein."

Darauf ließ sich Herr Konicka vernehmen: „Es würde wohl auch ein Zirkel genügen, damit die Kinder nicht zu viel angestrengt sind. Und diesen einen Zirkel würden die Herren Lehrer wohl noch schaffen."

Auch Herr Konicek ließ hören:

„Ich weiß nicht, was Ihr davon haltet, aber ich meine, schließlich ist es zum Kino nicht sehr weit. Warum sollten den Kindern die Filme nicht dort vorgeführt werden? Ich weiß nicht, aber äußern Sie sich doch."

Ganz klar formulierte das Herr Kobylka: „Freunde, übertreibt nicht, wir würden die Kinder so mit Arbeit überhäufen, daß sie zum Schluß keine Zeit hätten, an die frische Luft zu gehen. Nehmen wir nur den Schachzirkel. Das ist für die kleinen Kinder eine fast untragbare Beschäftigung in bezug auf die Nerven. Das Nervensystem ist noch nicht voll entwickelt. Ich glaube, daß wir für die Kinder mehr als genug tun. Und wenn der Lehrkörper noch das Puppentheater übernimmt, ist es nicht nötig, gewaltsam weitere Beschäftigungen für die Kinder auszudenken. Ihr werdet mir sicher beipflichten."

Lauter Beifall aller anwesenden Eltern erscholl durch die Klasse.

Rudolf Cechura (Aus dem Tschechischen übersetzt von Rosa Kaulfuß)

Die gute Seele

„Was haben Sie denn da, etwa einen Stieglitz?" fragte Prochor Sergejewitsch, und seine Augen wurden feucht vor Rührung.

„Ja, reizend, nicht wahr? Wir lieben Tiere so sehr, ich, meine Frau und unsere Tochter. Ach, wir sind die reinen Tiernarren! Ich erinnere mich noch genau: ich fand das Vögelchen halb erstarrt in der Nähe des Flusses. Es war im November. Außer ihm fand ich noch eine Ente, eine herrliche Ente! Alle anderen Enten waren längst nach Süden geflogen, aber diese eine — sie hatte einen verletzten Flügel — war zurückgeblieben. Ich nahm sie mit nach Hause, ganz behutsam trug ich sie... Meine Frau war entzückt, sie pflegte und fütterte das arme Tier. Bis zum neuen Jahr hatte sie sich völlig erholt und war schon ganz zahm geworden..."

„Und? Was ist aus ihr geworden?"

„Na, was schon? Wir haben sie geschlachtet und gegessen. Aber da fällt mir ein anderer Fall ein. Meine Tochter brachte einmal eine süße kleine Taube mit. Ach, was war das für ein armes, kleines Dingelchen! Sicher war es aus dem Nest gefallen. Wir haben es gewärmt und richtig verwöhnt. Alle waren zärtlich zu ihm. Wir haben es gepflegt und gefüttert. Die Taube wuchs heran und war unsere ganze Freude. Wenn man ins Zimmer kam, flog sie einem sofort entgegen, setzte sich auf die Schulter und gurrte..."

„Jaja, die Tiere sind ja so dankbar! Und dann?"

„Wir haben sie geschlachtet und gegessen. Aber da fällt mir gerade noch etwas ein! Meine Schwester schenkte meiner Frau eines Tages einen jungen Hund. Was war das für ein niedliches Tierchen! Sie kennen ja das schöne Sprichwort: ‚Daß mir der Hund das Liebste sei, sagst du, o Mensch, sei Sünde. Der Hund blieb mir im Sturme treu, der Mensch nicht mal im Winde!' So ein Hund war das, ja. Er war weiß und mollig. Wir nannten ihn Polkan. Wir päppelten ihn hoch und verhätschelten ihn. Und aus dem Hündchen wurde mit der Zeit ein großer Hund..."

„Das war vorauszusehen. Und haben Sie Polkan nun etwa auch geschlachtet und gegessen?"

„Aber — aber! Wer würde denn einen Hund schlachten? Hundefleisch ißt man doch nicht! Ich sagte doch schon: Polkan war so weich und mollig. Da haben wir ihn der Nachbarin verkauft. Sie hat sich eine Pelzmütze daraus machen lassen..."

(Aus „REVUE rund um die Welt")

Anekdoten

Mark Twain wurde eines Tages in Los Angeles von den Honoratioren der Stadt gebeten, auf dem Gründungsbankett der Gesellschaft zur Rettung der Kultur eine der Festreden zu übernehmen. Er kam aber erst an die Reihe, nachdem der Polizeichef, der Gefängnisdirektor, ein Konservenfabrikant, zwei Geldverleiher und mehrere Aktionäre gesprochen hatten. Dann klopfte er laut an das Glas und rief in den Saal: „Die kegelförmige Waschmaschine mit dem Doppeltreibriemen im Quadrat absorbiert im Kreuzverfahren gereinigte Salzkristalle."

Er bemerkte die verwunderten Blicke der Banketteilnehmer und hielt lächelnd inne. „Aber meine Herren", sagte er, „ich weiß gar nicht, warum Sie mich so erstaunt ansehen. Schließlich rede ich doch auch nur über ein Thema, von dem ich nichts verstehe!"

Eine sehr korpulente Dame konsultierte einmal den Berliner Professor Virchow. Nachdem er sie eingehend untersucht hatte, fragte sie zitternd:

„Herr Professor, sagen Sie mir: Schwebe ich in Lebensgefahr?"

Virchow musterte ihre einhundert Kilo von Kopf bis Fuß und meinte schließlich beruhigend:

„Aber gnädige Frau, Sie und schweben..."

Menschen

Als heitere, freundliche Menschen lernte der von einer Expedition zurückgekehrte bekannte Reiseschriftsteller Erich Wustmann die Blasrohrindianer im peruanischen Amazonasgebiet kennen. Sein Eindruck war: Es sind

Im peruanischen Amazonasgebiet gibt es noch eine Anzahl Indianerstämme: die Witoto, Ocaina, Secoya, Zaparo, Aushiri, Vacacocha, Iquito, Cocama, Yahua usw., während viele andere Stämme ausgestorben sind. In der berüchtigten „Gummizeit", als Abenteurer und Verbrecher durch die Kautschukgewinnung rasch reich werden wollten, wurden am Oberlauf des Amazonas etwa 50000 Indianer bestialisch umgebracht. Eingeschleppte Krankheiten sorgten dafür, daß die Stämme immer kleiner wurden und die Tatsache, daß bei fast allen Stämmen ein großer Mangel an Frauen herrscht, brachte den Shimaco, Arabella, Coto und anderen schließlich den Untergang. Die Yahua, einst zum großen Stamm der Auca gehörend, kamen vom Rio Putumayo. Obwohl gerade in dieser Gegend das Wasser sehr reichlich vorhanden ist, sind sie Waldbewohner geblieben, denen ein schmales Bächlein genügt. Wir, meine Frau und ich, lernten die Yahua als heitere, freundliche Menschen kennen, die einesteils noch ganz urwüchsig leben, anderenteils jedoch mit weißen Siedlern zusammenkommen. Manchmal werden sie sogar von ausländischen Touristen besucht. Das übte aber keinen Einfluß auf ihre Sitten und Bräuche aus. Weitaus größer war die Beeinflussung durch geflohene Negersklaven, die im Urwald untertauchten und hier und dort verborgene Siedlungen gründeten. Es kam sogar zur Mischung mit Negern, weshalb wir bei den Yahua negroiden Einschlag, nämlich Kräuselhaar und breite Nasen, vorfinden. Ebenso mischte sich ihre indianische Kultur mit der der Neger: Sie benützen die Trommel und tanzen eine Art Samba. Trotzdem ist ihre Wesensart indianisch geblieben. Sie waren und sind heute noch die gefürchteten Blasrohrindianer, die lautlos durch den Wald huschen und deren Blasrohrpfeil mit tödlicher Sicherheit trifft. Sie verwenden Curare als augenblicklich wirkendes Gift. Auf zwanzig Meter Entfernung treffen sie ein Ziel in der Größe eines Pfennigstückes mit Leichtigkeit. Bewußt sondern sich die Yahua von den Weißen ab, obwohl sie den Kampf gegen die verhaßten Eindringlinge aufgegeben haben. Noch leiden sie keine Not, ihnen gehört der große Wald, und kein Fremder macht ihnen zur Zeit diese naturgegebenen Rechte streitig. Über kurz oder lang werden aber auch sie ihr indianisches Leben aufgeben, um wie die Cocama sich den Weißen anzupassen. Dann sind sie nicht mehr die freien Kinder der Wildnis, sondern die Ärmsten unter einer armen Bevölkerung. Die Cocama haben am Urwaldrand ihre Pfahlbauten errichtet. Dort leben sie anspruchslos, aber sauber. Sie brauchen nur den Fluß zu überqueren, um mit einem Bus die Stadt Iquitos zu erreichen. Die Kinder tragen saubere Kleidung und gehen zur Schule. Das zivilisierte Leben kostet jedoch Geld, und Geld ist knapp... „Indianer?" Ein Mann, der mit einer Hacke von der Feldarbeit kam, strich sich nachdenklich über die Stirn. „Unsere Vorfahren waren Indianer, wir aber sind Menschen wie ihr, die von der Wildnis nicht mehr viel verstehen."

Ein kleiner Bach in der Nähe der Siedlung spendet den Yahua-Indianern, deren Wildheit einst berüchtigt war, Trinkwasser. Er gibt
legenen Pflanzung geht. Den Ackerbau betreiben die Yahua nur in geringem Maße. Wild und Wildfrüchte gibt es in Hülle und Fül

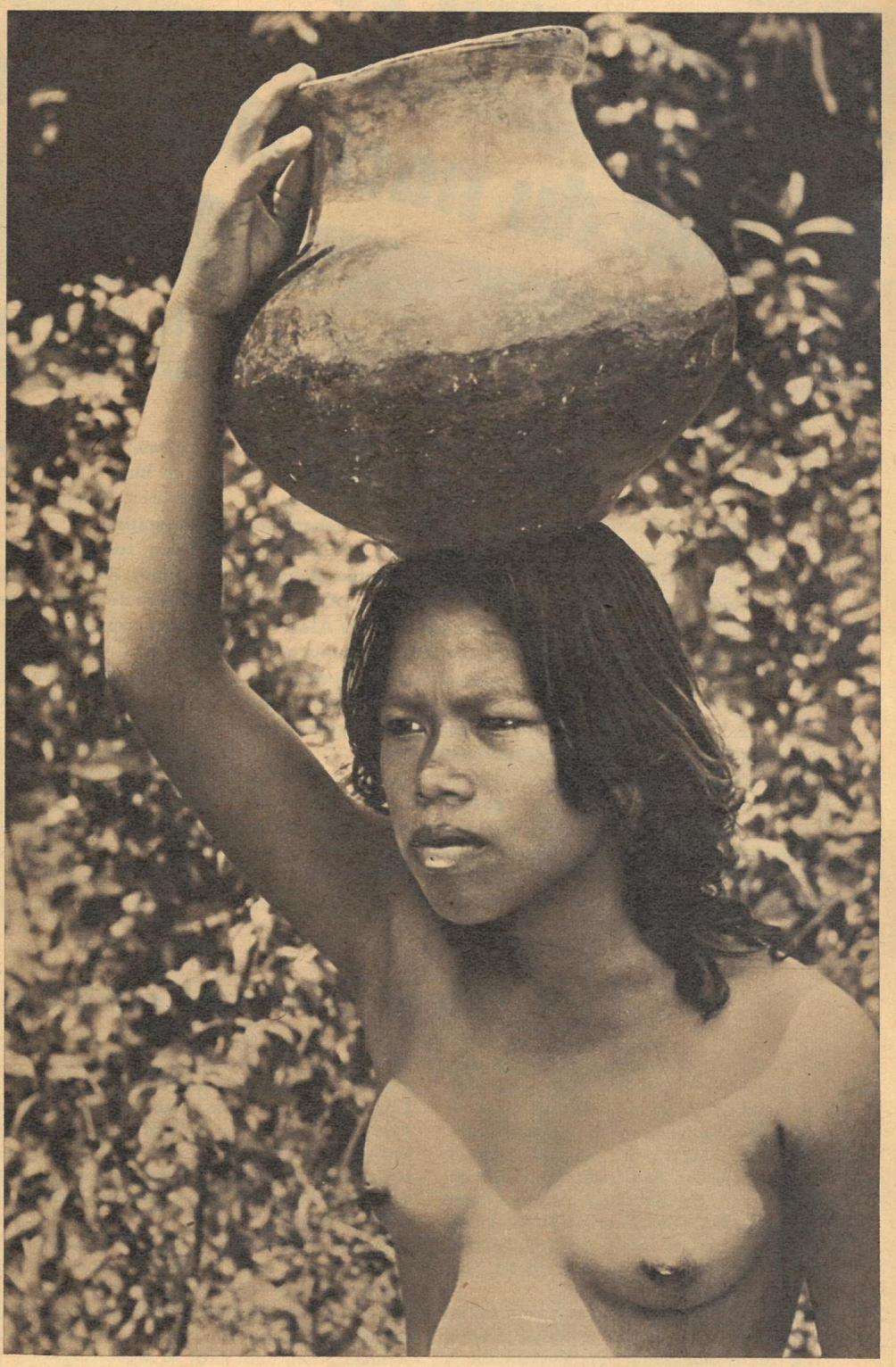
Das Blasrohr ist die todbringende Waffe dieser Indianer. Bei Verwendung des Pfeilgiftes Curare genügt schon eine geringe Verletzung, um den augenblicklichen Tod zu bewirken. Mit dem Blasrohr schießen die Indianer über viele Meter hinweg ausgesprochen sicher. Ich stieg jedoch in ihrem Ansehen, als ich ihnen bewies, daß ich mit meiner modernen Winchester-Büchse über noch größere Entfernungen zu treffen verstand

Oft veranstalten die Yahua große Feste. Sie benützen dabei verschiedene Trommeln, die nicht indianischen, sondern afrikanischen Ursprungs sind. Im Gegensatz zu den uns bekannten Indianerstämmen in Mato Grosso (Brasilien), über die ich nach meiner vorherigen Expedition in „Zeit im Bild" ausführlich berichtet hatte, lieben sie den Alkohol. Sie erzeugen ihn selbst und können im Rausch sehr gefährlich sein

Hildego
rasch m
und —
keiten

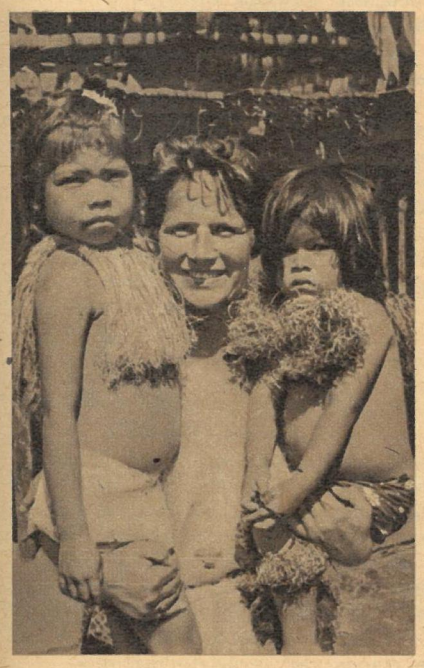
...en wie Du und ich

...ächtigt war, Trinkwasser. Er gibt ihnen auch die Möglichkeit zum Baden. Baumstämme bilden eine Brücke, über die es zur nahege-
...dfrüchte gibt es in Hülle und Fülle. Dafür bekommen sie beim Händler bunten Stoff, den die Frauen gern um ihre Lenden wickeln



Die Cocama-Indianer sind, ebenso wie die Yahua, geschickte Töpfer. Sie formen die Gefäße ohne Drehscheibe. –
Nur am Fluß legen sie ihre Kleidung ab. Dann ist es, als wären sie wieder die wilden Indianer von einst

...t india-
...mmen in
...führlich
...lich sein



Hildegard, meine Frau, freundete sich sehr rasch mit den Yahua-Kindern an. Mit Spielen und — wie kann es auch anders sein — Süßigkeiten gewann sie die Herzen der Kleinen

Köcher und Baumwollbeutel begleiten den Yahua überall hin. Die nadelspitzen Pfeile werden vorm Abschuß am Ende mit ein wenig Baumwolle umwickelt, um im Rohr Kompression zu erwirken

Hinter einer Maniokpflanzung, am Rande des großen Waldes, leben in sauberen Pfahlbauten die Cocama-Indianer. Dieselben Hütten erbauen auch die Yahua. Über einen Stamm mit Kerben geht es die Hütte hinauf. Im ganzen Amazonasgebiet spielt sich das Leben in Pfahlbauten ab, weil während der Regenzeit mit Überschwemmungen zu rechnen ist. Die Maniokwurzel, die die Indianer anbauen, ersetzt ihnen unsere Kartoffel

Es wird Zeit daß du nach Hause kommst

VON FRIEDRICH K. KAUL

Als Günther Karst im April 1937 nach vierjähriger Haft aus dem KZ Dachau ganz überraschend entlassen wird, kann er es kaum fassen. Sollte es wirklich nach Hause gehen, heim zu Edith, seiner Frau? Nicht mehr hinter Stacheldraht leben und in jeder Minute mit neuen Gemeinheiten der SS-Banditen rechnen müssen? „Wir sehen uns wieder! Keine Bange!" bemerkt zynisch der Standartenführer, als er die „Abgänge" verabschiedet. Und im Polizeigefängnis am Berliner Alex, wo Karst schließlich landet, vergehen weitere Wochen, bis er im Juni endlich entlassen wird, entlassen unter der Bedingung, „das Reichsgebiet mit dem Versprechen zu verlassen, es nie wieder zu betreten, andernfalls die sofortige Wiederunterbringung in einem anderen Konzentrationslager ..."

Nichts wird also aus dem Nachhausegehen, nichts aus einem Leben mit Edith. Hinaus aus Deutschland ... Direkt vom Polizeigefängnis wird er nach Hamburg ans Schiff gebracht, kaum, daß ihm noch Gelegenheit gegeben ist, sich am Kai von seiner Frau zu verabschieden, und dann beginnt die Reise ins Ungewisse — nach Kolumbien. In seinem, in nächster Zeit im Verlag DAS NEUE BERLIN erscheinenden Buch „Es wird Zeit, daß du nach Hause kommst", schildert Friedrich K. K a u l seine eigenen Erlebnisse in der Emigration.

Unter schwierigsten Bedingungen, als Bote, Tellerwäscher, Kellner, Zeitungsverkäufer u. a. schlägt er sich durch. Widrige Umstände machen seinen Plan, seine Frau nachkommen zu lassen, zunichte. Inzwischen sind die faschistischen Truppen in Polen eingebrochen, und der Gedanke, in dieser Zeit in Kolumbien sitzen zu müssen, ohne gegen die Faschisten kämpfen zu können, erfüllt Günther Karst mit schwerer Sorge. Er will fort aus Kolumbien, will versuchen, über Panama in die Sowjetunion zu gelangen. Welche Schwierigkeiten sich ihm dabei in den Weg stellen, das zeigen Ihnen die folgenden Fortsetzungen, die wir dem Buch von F. K. Kaul entnehmen. Zusammen mit Erwin Bergfeld, mit dem er vier Jahre zuvor im KZ Lichtenburg im gleichen Arbeitskommando war und der ihm in Kolumbien unverhofft begegnet, landet er eines Tages auf panamesischem Gebiet.

Das glaubt uns kein Mensch

Günther holte tief Atem, streckte sich wohlig und öffnete blinzelnd die Augen. Verschwommen nahm er im Lichte der aufgehenden Sonne seine Umgebung wahr. Neben ihm lag Erwin, lang ausgestreckt, in tiefem Schlaf. Mit leichtem, noch nicht zum Schnarchen erstarktem Prusten atmete er ein und aus. Da war auch die kleine Waldlichtung an der langgestreckten Lagune, die sie sich gestern abend zum Nachtlager ausgesucht hatten.

Plötzlich riß er die Augen auf, kniff sie indessen sofort wieder zu. Er schlief ja noch! Das mußte ein Traum sein. Was für Bilder einem die Sinne manchmal vorgaukelten! Das kam von dem ewigen Gerede. Schon der Neger hatte davon erzählt, und dann in Ovaldia ... Es war im Geschäftslokal des Oberschmugglers, dem einzigen Platz in dem aus zehn Buden bestehenden Ort, an dem man mit einem Menschen sprechen konnte. Immer wenn man darzulegen versuchte, warum niemand zu Lande nach Colon durchkäme, war die Rede darauf gekommen. Kein Wunder, wenn er so seltsam träumte.

Vorsichtig öffnete Günther die Augen zum zweitenmal. Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn: Es war kein Traum, es war Wirklichkeit! Er richtete sich auf. Das war doch nicht möglich! So etwas gab es noch im Jahre neunzehnhundertneununddreißig?

Etwa zwanzig Männer, bis auf einen Lendenschurz, der bei einigen die Form knapper Hosen hatte, nackt, umringten die beiden Schläfer. Sie waren auffallend klein. Ihre Gesichter, halb verdeckt von strähnigem, tiefschwarzem Haar, zeigten einen dreieckigen Schnitt. Einige trugen lanzenähnliche Holzstangen, andere hatten sehnengespannte Bogen in der Hand. So standen sie schweigend in engem Kreis. Günther starrte sie sprachlos an. Was hätte er vor fünfundzwanzig Jahren dafür gegeben, in einem richtigen Urwald richtigen Indianern in die Hände zu fallen! Er hätte sich nichts Romantischeres vorstellen können. Er rüttelte Erwin. „Wir sind Indianern in die Hände gefallen!"

Erwin fuhr hoch. „Da haben wir die Bescherung!" sagte er dumpf. „Gewarnt hatten uns ja alle zur Genüge!" Mißtrauisch betrachtete er den Kreis der stumm dastehenden Männer. „Was sagen sie denn?" fragte er hastig.

„Ich habe genausoviel mit ihnen gesprochen wie du", sagte Günther, erhob sich und reckte sich. Ließ das zurückhaltende Benehmen der Indianer vielleicht darauf schließen, daß sie vor den Weißen nicht weniger Scheu – um nicht zu sagen Angst – empfanden als er und Erwin vor den Indianern? Mit gemachter Sicherheit ging er auf den nächsten zu und sagte auf spanisch:

„Wir sind Fremde und wollen nach Panama!"

Der Indianer wich wortlos einen Schritt zurück. In dem engen Kreis entstand eine kleine Ausbuchtung. Unschlüssig blieb Günther stehen. Ratlos wiederholte er: „Wir wollen nach Panama!"

Trotz betonter Festigkeit klang es hilflos. In diesem Augenblick streifte etwas über seinen Kopf. Unwillkürlich duckte er sich, um seitwärts auszuweichen, da preßte ihm etwas Unsichtbares bereits die Arme an den Leib, und eine unwiderstehliche Kraft zog ihn nach hinten. Er begriff nicht, wie ihm geschah. Doch dann sah er über Erwins Kopf eine ovale Seilschlinge kreisen. Auch Erwin riß das von hinten geworfene Lasso fast um. Mit den Armen um sich schlagend, versuchte er sich frei zu machen. Günther schrie, so laut er konnte: „Keinen Widerstand leisten!" Dann stürzte er zu Boden.

Wenige Minuten danach wurden sie, die Arme an den Leib gefesselt, am Rande der Lagune entlang zur Küste geführt.

„Wohin werden sie uns wohl bringen?" raunte Günther. Erwin zuckte nur die Achseln. Wußte er denn, ob die Indianer damit einverstanden waren, daß sie miteinander sprachen? Doch seine Vorsicht war unbegründet. Unbewegt trotteten die kleinen braunen Männer mit dem strähnigen, schwarzen Haar, die sich untereinander in einem seltsamen vokalreichen Idiom verständigten, das nur aus einsilbigen Wörtern zu bestehen schien, vor, neben und hinter ihnen her. Unwillkürlich platzte Günther heraus:

„Du machst dich sehr hübsch, Erwin. Wie eine Bulldogge an der Leine!"

Erwin knurrte. Er war nicht zu Scherzen aufgelegt.

„Warum so kratzbürstig?" sagte Günther heiter. „Es bleibt uns doch nichts anderes übrig, als die Sache mit Humor zu nehmen."

„Ein gesunder Standpunkt. Nur fraglich, ob er sich durchhalten läßt!"

„Was können sie uns schon tun?"

„Ich danke, Herr Franke – 'ne ganze Menge. Zum Beispiel können sie uns festhalten, bis wir alt und grau sind. Oder glaubst du, daß die Schmuggler in Ovaldia uns suchen werden, wenn wir überfällig sind?"

„Lassen wir uns überraschen. Übrigens, heute ist es genau sieben Tage her, daß wir von Ovaldia abmarschiert sind."

„Wir hätten eben auf den Neger in Tula hören sollen, dann wär' uns das nicht passiert", jammerte Erwin.

„Zumal es zwecklos ist, daß uns so was passiert!"

„Wieso?" fragte Erwin verwirrt. „Wie meinst du das?"

„Wenn es das Schicksal fügt, daß wir noch einmal nach Deutschland kommen, und du erzählst jemandem, daß du von Indianern im Urwald gewissermaßen auf freier Wildbahn mit 'nem Lasso weggefangen worden bist – was meinst du, was dann geschieht?"

„Man packt mich am Schlips und schmeißt mich 'raus wegen Lügenboldigkeit!"

Jetzt mußte auch Erwin lachen.

Die Küste lief in einen muldenartigen, sanft geschwungenen Strand aus, auf den eine Reihe von Kanus gezogen waren. Ein junger, stämmiger Indianer, der im Walde an der Spitze gegangen war und offenbar die Gruppe führte, rief mit heller Stimme ein paar klangvolle Worte, die sich wie Hu Scha Mo anhörten. Rasch sprangen alle in die Kanus. Das Boot, in das Günther und Erwin einstiegen, war größer als die anderen. Am Heck paddelten zwei Indianer. In der Mitte des Bootes hockten Günther und Erwin, denen man beim Einsteigen die Lassos vom Oberkörper gestreift hatte. Vor ihnen saß ein dritter Indianer, während der Anführer im Bug Platz nahm. Die anderen Kanus folgten in breiter, leicht gebogener Linie. Die See war mäßig bewegt. Geschickt von den beiden Indianern am Heck gesteuert, schnitt das Boot die kurzen Wellen. Als sie etwa siebenhundert Meter vom Land entfernt waren, richtete der vor Günther sitzende Indianer auf einen Ruf des Anführers einen kleinen Mast auf. Geschickt setzte er ein schmales Segel. Kaum hatte es sich entfaltet, als das Boot mit einem Ruck vorwärts schoß. Sofort neigte es sich seitwärts. Der Mast ächzte.

Da zog der Indianer das Segel an, das Boot neigte sich noch stärker zur Seite, und Günther verlor das Gleichgewicht. Im Bestreben, sich festzuhalten, griff er nach dem Jutesack, der ihm seit Ovaldio den Pappkoffer ersetzte. Ein neuer Ruck, der Sack ging über Bord, und Günther folgte ihm kopfüber.

Prustend kam er wieder hoch. Zehn Hände streckten sich ihm hilfreich entgegen. Im Nu wurde er ins Boot gezogen. Der Sack, der all seine Habe enthielt, verschwand langsam – im klarblauen Wasser gut zu erkennen – in der Tiefe.

Triefend ließ sich Günther auf seinen Platz nieder. Erwin rückte dicht an ihn heran. „Lehn dich nur richtig an, damit du dich ein bißchen erwärmst", sagte er fürsorglich.

„Eigentlich sollte man annehmen, daß ein Indianer mit einem Segel umgehen kann", murrte Günther.

„Wenn mich nicht alles täuscht, sagtest du vorhin: Lassen wir uns überraschen!" grinste Erwin.

Vor ihnen tauchte eine kleine palmenbestandene Insel auf, der sie sich in rascher Fahrt näherten. Schon konnten sie mit bloßem Auge eine Anzahl mit grünen Blättern gedeckter Hütten unterscheiden, zwischen denen sich Menschen bewegten. Ihr Boot, hinter dem die andern Kanus zurückgeblieben waren, fuhr auf einen ausgebuchteten Strand zu, der wahrscheinlich der Insel als Hafen diente. Am Ufer stand bereits eine große Menschenmenge. Als erster sprang der Anführer der Gruppe ins seichte Wasser. Er half Günther und Erwin aus dem Boot und bahnte ihnen einen Weg durch die sie umdrängenden Indianer. Immer wieder ließ er einen kurzen, hellen Ruf erschallen, der wohl „Weg frei!" bedeuten sollte, unsanft schob er die im Wege Stehenden beiseite. So kamen sie Schritt für Schritt in einer schmalen Menschengasse vorwärts. Erwin hielt sich dicht hinter dem nassen Günther.

„Eine Aufregung, als ob wir vom Himmel gefallen wären", knurrte Günther.

„Stell dir vor, man fände in Berlin auf der Friedrichstraße zwei schlafende Indianer. Was meinst du, wie aufgeregt die Berliner wären!"

Die Menschenmauer vor ihnen öffnete sich. Ein alter Indianer, dem schlohweißes Haar fast bis auf die Schultern hing, schritt ihnen entgegen. Der junge Anführer blieb stehen, begrüßte den Alten ehrerbietig und wechselte einige Worte mit ihm. Dann trat er zur Seite, und der Alte ging auf Günther zu. Das muß der Häuptling sein, fuhr es Günther durch den Kopf. Wie benahm man sich so einem Häuptling gegenüber? Hatte er nicht irgendwo gelesen, daß bei primitiven Völkern die ausgestreckten, offenen Hände als Zeichen des Friedens galten? Vielleicht schwang in dieser Überlegung auch die Erinnerung mit, daß Gefangene, zum Zeichen, daß sie keinen Widerstand mehr leisteten, die Arme erhoben. Günther hielt die offenen Hände empor und verneigte sich. Dazu sagte er auf spanisch:

„Buenos dias – guten Tag."

Der Alte sagte dem neben Günther ste-

henden Anführer in fragendem Ton ein Wort, das mit Kopfnicken beantwortet wurde. Daraufhin trat der Alte auf Günther zu und betrachtete ihn neugierig forschend. Plötzlich hob er die Hand, griff Günther ins Gesicht und nahm dem Erschreckten – die Brille ab.

Genau prüfte er das unbekannte Instrument. Dann hielt er sich die randlosen Gläser, die, Günthers Kurzsichtigkeit entsprechend, auf –4,5 Dioptrin geschliffen waren, vor die Augen. Kopfschüttelnd gab er den Versuch, durch die Gläser zu sehen, wieder auf und reichte die Brille seinem Nebenmann, der das Experiment wiederholte und die Brille einem dritten weiterreichte.

Schließlich führte man die beiden in eine große, schuppenähnliche Hütte, die durch eine Holzwand in zwei Räume geteilt war. Auf dem festgestampften Lehmboden standen mehrere aus rohen Brettern zusammengeschlagene Sitzgelegenheiten. An der Schmalseite des Raumes, diesen Bänken gegenüber, erhob sich eine Art Podium. Es bestand ebenfalls aus Brettern und wurde von kurzgeschnittenen Holzstämmen getragen. Der Raum hatte keine Fenster, aber zwischen dem Dach, das auf vier Kanthölzern ruhte, und der Wand war ein fünfzig Zentimeter breiter Spalt gelassen, durch den das Innere der Hütte Licht erhielt. Da indessen das Blätterdach der Palmen die Hütte überragte, herrschte selbst jetzt, da die Sonne hoch am Himmel stand, drinnen nur gedämpftes Licht. Die Sitzgelegenheiten deuteten darauf hin, daß dieser Raum als Versammlungsstätte diente.

Als Günther und Erwin die Hütte betreten hatten, sperrten auf Weisung des stämmigen Anführers zwei Indianer mit ihren Lanzen der nachdrängenden Menge den Zutritt.

Erwin stieß Günther an. „Bitte doch um etwas Wasser. Ich habe schrecklichen Durst."

„Mir geht's nicht anders. Nach dem Bad im Atlantik hab' ich das Gefühl, als ob mein Rachen ein Salzbergwerk wäre", entgegnete Günther. „Aber wie soll ich ihnen das klarmachen?" Er wandte sich dem Stämmigen zu. „Agua, por favor – Wasser, bitte."

Der Indianer zuckte die Achseln. Günther überlegte. Suchend blickte er sich um. Da sah er in der Ecke eine bauchige Tonflasche. Hastig drehte er sich um, allzu hastig, denn der Stämmige schreckte zurück und nahm eine Abwehrstellung ein. Günther mußte lächeln. Der hatte mehr Angst vor ihnen als umgekehrt. Er hob die Flasche hoch, setzte sie an den Mund und machte die Gebärde des Trinkens. Dann setzte er die Flasche ab und drehte sie nach unten, um zu zeigen, daß sie leer war, dabei zuckte er bedauernd die Achseln.

Erst sah ihn der Stämmige verständnislos an. Dann ging ein Aufleuchten über sein Gesicht.

„Li?" sagte er fragend .

Günther nickte. „Li!"

Der Stämmige wandte sich zum Ausgang und rief: „Li!"

Es dauerte noch nicht einmal eine Minute, da reichte ein Wachtposten zwei Tonkrüge mit herrlich klarem Quellwasser in den Raum.

„Das klappt ja", sagte Erwin. Als er aufatmend den Krug wieder absetzte, sagte er: „Wenn sie uns jetzt noch was zu essen vorsetzten, dann könnte ich's eine Weile aushalten."

Es sah so aus, als ob der Stämmige, der sie nicht aus den Augen ließ, Erwin verstanden hätte. Er tat so, als ob er sich mit beiden Händen etwas in den Mund steckte. Fragend sah er Günther und Erwin an.

Erwin nickte heftig und vollführte überdeutliche Kaubewegungen. „Natürlich wollen wir etwas zu essen!"

„Scho?" fragte der Stämmige.

„Na klar, Scho!" rief Erwin.

Wieder drehte sich der Stämmige zum Ausgang und rief: „Scho!" Diesmal dauerte es etwas länger.

„Ist ja ganz klar", erwiderte Erwin verständnisvoll. „Ein Brathuhn herzurichten, nimmt natürlich mehr Zeit in Anspruch."

„Erst mal abwarten, was Scho heißt", sagte Günther skeptisch. „Hoffentlich etwas Fleischiges. – Apropos, ist dir schon aufgefallen, daß es hier anscheinend keine Frauen gibt? In der Menge, die sich zu unserem Empfang eingefunden hatte, waren nur Männer zu sehen, und zwar seltsamerweise nur sehr alte oder ganz junge."

„Die mittleren Jahrgänge werden wahrscheinlich auf dem Festland zur Arbeit sein, wie die Gruppe, die uns entdeckt hat."

„Und die Frauen?"

Günther zuckte die Achseln. „Weiß ich's? Vielleicht dürfen sie nicht aus dem Hause."

„Das wäre aber schade", sagte Erwin tiefsinnig.

„Wahrhaftig, deine Sorgen möchte ich haben." Günther schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick reichte der Wachtposten eine große Schüssel herein.

„Jetzt kommt dein Brathuhn", grinste Günther. „Paß auf, daß du nicht auf einen Knochen beißt!"

„Reis . . .", sagte Erwin tief enttäuscht.

„Aber mit was drin", tröstete ihn Günther. Tatsächlich befanden sich in dem gelblich gerösteten Reis kleine, weißgraue Stücke, die sich bei näherer Prüfung als klein gebrochene Kokosnuß entpuppten.

„Na, der Hunger treibt's 'rein", seufzte Erwin und machte sich über die Schüssel her.

Der Stämmige sah ihnen einige Minuten zu, dann sagte er etwas Unverständliches und verschwand.

„Verhungern und verdursten können wir nicht mehr bei Indianers", stellte Günther fest, als sie die Schüssel leer gegessen und es sich in einer Ecke, wo sie einige Bänke zusammenstellten, bequem gemacht hatten. „Jetzt wissen wir wenigstens, was Wasser und was Reis heißt."

„Auf die Dauer ein eintöniges Menü", quengelte Erwin.

„. . . besonders, wenn unser Aufenthalt hier Wochen dauern sollte!"

„Hältst du so was tatsächlich für möglich?" fragte Erwin entsetzt.

„Warum nicht? Zumindest müssen wir damit rechnen. Wir wissen ja nicht, was sie mit uns vorhaben. Wir können ihnen noch nicht einmal erklären, wer wir sind und was wir wollen!"

Geraume Zeit mochte vergangen sein, als Günther, der eingenickt war, hochfuhr. Der Stämmige, dem offenbar ihre Bewachung übertragen worden war, betrat den Raum. In seiner Begleitung befand sich ein älterer Indianer, der statt eines Schurzes eine ausgebleichte halblange Hose trug. Der Stämmige trat auf Günther und Erwin zu und sagte wieder etwas Unverständliches, dabei zeigte er auf seinen Begleiter.

Günther zuckte – für ihn schon die übliche Bewegung – die Achseln.

Zu seinem Erstaunen fing der Begleiter des Stämmigen spanisch zu radebrechen an. „Ich . . . eure Sprache sprechen."

„Wunderbar!" Erwin sprang empor. „Endlich jemand, dem man sich verständlich machen kann!"

Aber die Verständigung stieß auf unerwartete Schwierigkeiten. Es stellte sich nämlich rasch heraus, daß der Indianer, der vor Jahren einmal in Panama gewesen sein mußte, über einen Wortschatz von – hoch gegriffen – dreißig spanischen Wörtern verfügte. Überdies sprach er mit einem kaum verständlichen Akzent.

Es erwies sich als nahezu unmöglich, dem Alten zu erklären, woher sie kamen und wohin sie wollten. Immer wieder fragte der Indianer erwartungsvoll, ob sie von oben – er zeigte zur Decke – heruntergefallen seien und wo ihr Vogel wäre. Schließlich kam Günther die Erleuchtung. „Er denkt, wir sind Flieger, und will wissen, wo unser Flugzeug ist!"

Eifervoll versuchte er den Alten davon zu überzeugen, daß sie zu Fuß durch den Urwald gekommen wären. Er deutete auf seine Beine und ging mehrmals im Kreise herum. Doch der Alte schüttelte den Kopf und zeigte erneut nach oben.

„Du kannst dich auf den Kopf stellen, der bleibt dabei, daß du 'n Vogel hast!" sagte Erwin milde. „Wenn man dich hier herummarschieren sieht, möchte man es bald selber glauben!"

Mittlerweile füllte sich der Raum. Jüngere und ältere Indianer erschienen, allein oder in Gruppen. Neugierig, wenn auch nicht aufdringlich, musterten sie die beiden Gefangenen und ließen sich erwartungsvoll auf den Bänken nieder. Trotz der lebhaften Unterhaltung herrschte eine straffe Disziplin unter ihnen. Günther musterte unauffällig einzelne Gestalten. Alle hatten das gleiche eckig geschnittene, mongolische Gesicht. Sie glichen sich derart, daß Günther sie nur bei auffallendem Altersunterschied auseinanderhalten konnte. Dieselbe Beobachtung machte auch Erwin.

„Als ob sie von einer Familie stammten, so ähnlich sehn sie untereinander aus", flüsterte er.

Jetzt erschien der weißhaarige Alte, der Günther beim Betreten der Insel die Brille weggenommen hatte. Die Gespräche verstummten. Der Häuptling, wie Erwin ihn bezeichnete, bestieg bedächtig das Podium und hielt eine längere Rede.

„Verstehst du, was er sagt?" fragte Erwin hastig. Günther tippte schweigend mit dem Zeigefinger an die Stirn.

Jetzt sprach der Häuptling offensichtlich von ihnen, denn alle Anwesenden wandten sich, wie auf Kommando, Günther und Erwin zu.

„Was mag er ihnen bloß über uns erzählen?" schnaufte Erwin erregt.

Als der Häuptling seine Rede beendet hatte, riefen die Zuhörer etwas, was wie Ulla-Ulla klang. Nun betrat der Indianer, der mit ihnen spanisch geradebrecht hatte, das Podium. Im Gegensatz zum Häuptling war seine Sprechweise hastig und von erregter Eindringlichkeit.

„Wer weiß, was er alles von uns behauptet", flüsterte Günther. „Denn daß sein Spanisch nicht ausreicht, um sich mit uns zu verständigen, wird er doch niemals zugeben!"

„Ein scheußliches Gefühl!"

„Und das schlimmste ist, daß wir völlig abhängig von ihnen sind."

Nach der Rede des Dolmetschers begann ein allgemeines Palaver, dem der Häuptling schließlich ein Ende machte. Dann leerte sich langsam der Raum. Der Häuptling kam mit dem spanisch radebrechenden Indianer auf sie zu.

„Aha", raunte Erwin erwartungsvoll, „jetzt gibt er uns bekannt, was sie mit uns vorhaben."

Der Häuptling sprach einige Worte und blickte erwartungsvoll seinen Dolmetscher an. Der begann spanisch zu radebrechen. „Quedar aqui hasta orden autoridades - hier bleiben bis Befehl Behörden!"

Was für einen Befehl und welche Behörden? wollte Günther wissen. Doch mehr war aus dem Alten nicht herauszubekommen.

„Hier bleiben bis Befehl Behörden." Das wiederholte er zwanzigmal, bis ihn schließlich der Häuptling wegzog und mit ihm im Nebenraum verschwand.

„Wirst du daraus schlau?"

Günther schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sie werden vielleicht bei einer höheren Stelle anfragen."

„Was für eine höhere Stelle?"

„Ich weiß es doch auch nicht. Jedenfalls müssen wir uns darauf gefaßt machen, eine ganze Weile festzusitzen. Na, erst mal abwarten."

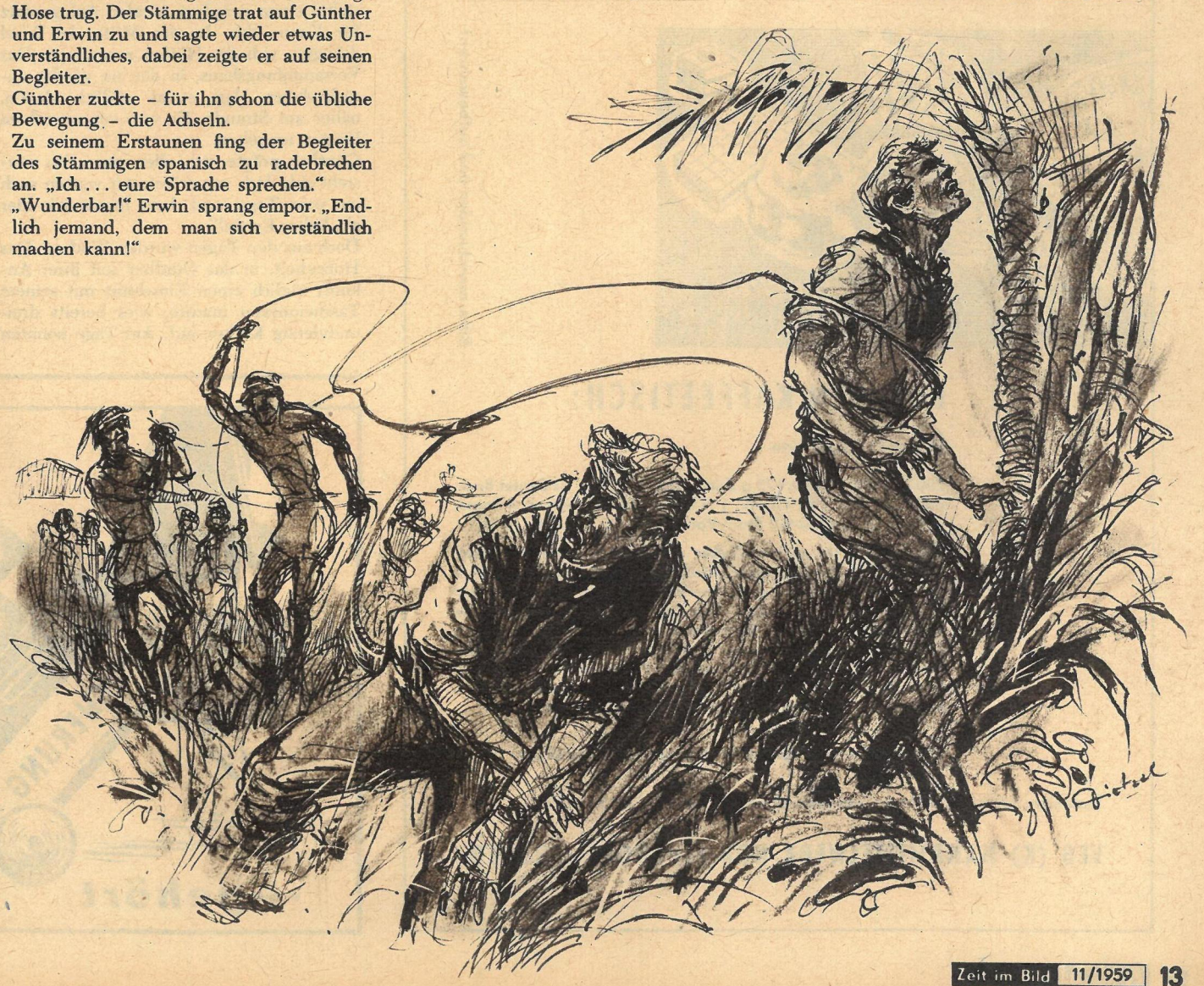
„Ich jedenfalls muß jetzt ins Freie!" sagte Erwin entschieden.

„Wenn sie dich lassen . . ."

„Wenn nicht, muß ich ihnen ihren Vereinssaal vollpinkeln!"

Erwin näherte sich dem Ausgang. Sofort streckten die Wachtposten ihm ihre Holzlanzen entgegen.

Erwin zeigte nun mit unmißverständlichen Gesten, wonach er begehrte. Günther unterstützte ihn. Die Wachtposten waren einsichtig. Sie geleiteten Günther und Erwin durch das Gewirr der Hütten hindurch zum Ufer der Insel. Fortsetzung Seite 14



Großes Preisausschreiben

Alle Freunde beschwingter Lebensfreude sind eingeladen, sich daran zu beteiligen.
Worum es geht? — Um Wein. Ja, um Wein, der unser Dasein zu passenden Stunden noch heiterer und geselliger macht.
Diese edle Gabe der Natur wird in 50 Weinkellereien in den Bezirken der Deutschen Demokratischen Republik gelagert.
Sie können mithelfen, dem Import-Traubenwein weitere Freunde zu gewinnen. Dafür winkt Ihnen die Aussicht, gut belohnt zu werden.
Bekanntlich reifen in den sonnigen Anbaugebieten der Länder Bulgarien, Rumänien, Ungarn und Jugoslawien erlesene Weinqualitäten heran, die alle guten Geister des Frohsinns zu wecken vermögen.
Wir suchen einen möglichst kurzen, höchstens 2zeiligen Werbespruch. Selbstverständlich soll er treffend und leicht einprägsam sein. Eine Anlehnung an schon bekannte Weinlieder oder Weinverse wollen wir vermeiden.

Und hier die zu gewinnenden Preise:

1. Preis = eine Reise zur Weinlese nach Bulgarien, 3 Wochen,
2. Preis = eine Reise zur Weinlese nach Ungarn, 1 Woche,
3. Preis = 1 Sortimentskiste mit 60 Flaschen bulgarischem und rumänischem Traubenwein,
4. Preis = 1 Sortimentskiste mit 40 Fl. dito,
5. Preis = 1 Sortimentskiste mit 30 Fl. dito,

6.— 50. Preis = je 3 Fl. bulgarischer oder rumänischer Traubenwein,
51.—100. Preis = je 1 Fl. bulgarischer oder rumänischer Traubenwein.

Ihren Werbespruch bzw. Ihre Werbesprüche schicken Sie bitte auf einer Postkarte (Briefe sind ungültig) an die

Redaktion „Preisausschreiben Weinwerbung",
Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28/31.

Letzter Einsendetermin ist der **20. Mai 1959** (Datum des Poststempels).

Das Preisgericht setzt sich aus Vertretern des Ministeriums für Handel und Versorgung, des Institutes für die Gärungs- und Getränke-Industrie, Berlin, des Staatlichen Getränkekontors Berlin und der Redaktion zusammen. Die Entscheidungen erfolgen unter Ausschluß des Rechtsweges.
Die Bekanntgabe der Gewinner erfolgt in der Wochenpost am 11. Juli 1959.

„Willst Du, daß ein Preis Dir winkt, fülle Dir das Glas, wer im Weine Weisheit trinkt, der gewinnt auch was."

STAATLICHES GETRÄNKEKONTOR BERLIN

Stolli-Vanillinzucker verleiht Kuchen, Torten, Milch- und Mehlspeisen, Puddings, Suppen und Soßen, gedünstetem Obst, Apfelgelee sowie Likören einen feinen und angenehmen Vanillegeschmack

Bitte ausschneiden und aufbewahren!

FÜR DEN KAFFEETISCH:

Rezept 1: Quarktorte

200 g Mehl, 125 bis 175 g Zucker, 130 g Butter, 1/2 Beutel Backpulver, 2 Eier, 1 kg Quark, 1 1/2 Beutel Puddingpulver, 4 Beutel (oder 2 Doppelbeutel) Stolli-Vanillinzucker, 3 Eßlöffel Milch.

Butter schaumig rühren, Zucker und 2 Beutel (oder 1 Doppelbeutel) Stolli Vanillinzucker hinzufügen, Eigelb zusetzen. Eiweiß zu Schnee schlagen. Nach dem Verrühren mit der Masse das Mehl allmählich zugeben. Mit 2 Eßlöffeln Mehl vermischtes Backpulver am Schluß hinzufügen. Nach Zugabe der Milch Teig ca. 10 Minuten schlagen. Quark mit 2 Beutel (oder 1 Doppelbeutel) Stolli-Vanillinzucker und dem Puddingpulver verrühren. Nach Geschmack ca. 50 g Zucker zusetzen. Quark schlagen, in gefetteter Springform 45 bis 60 Minuten backen.

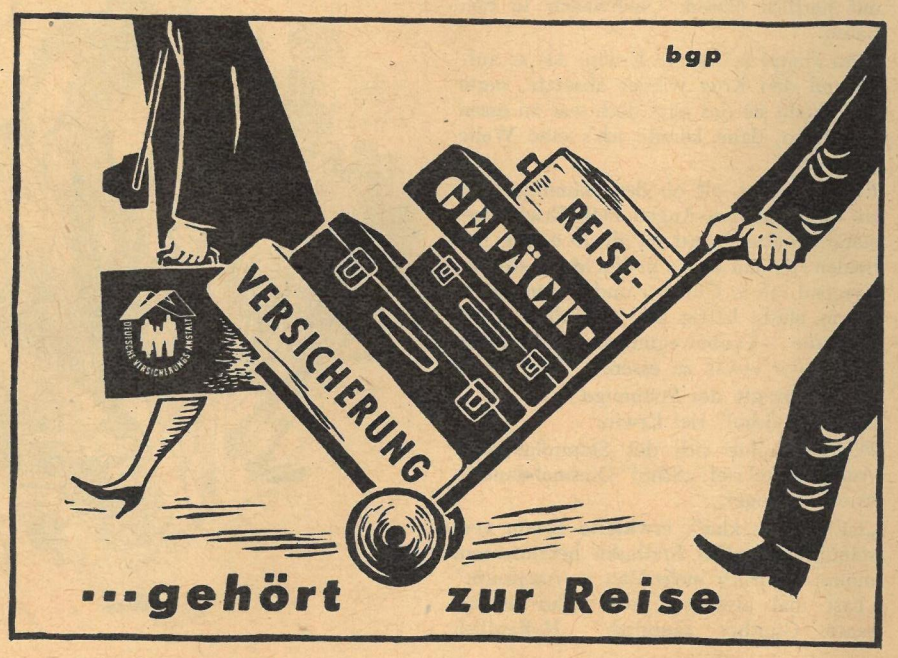
Weitere Rezepte folgen in den nächsten Anzeigen

Verlangen Sie bitte in Ihrem Lebensmittelgeschäft **Stolli**-Vanillinzucker

VEB (K) NÄHRMITTELWERK HORMERSDORF (ERZGEB.)

Fortsetzung von Seite 13

Es war inzwischen Nacht geworden. Das Meer bot einen wundervollen Anblick. Wie phosphoreszierend strahlte die spiegelglatte See das Licht des Mondes wider. Am Horizont erhob sich der Urwald des Festlandes wie eine blauschwarze Mauer.
Am nächsten Morgen, als sie wieder eine Schüssel mit Reis und Kokosnußstücken verzehrt hatten, erwartete sie eine Überraschung. Die Wachtposten vor dem Ausgang waren durch halbwüchsige Knaben ersetzt worden. Diese hinderten sie nicht, die Versammlungshütte zu verlassen, wichen ihnen aber nicht von den Fersen, als sie am Vormittag die Indianersiedlung durchstreiften.
Günthers Vermutung bestätigte sich. Die erwachsenen Männer waren wieder weggefahren. Es war keiner mehr auf der Insel zu entdecken. Offenbar gingen sie auf dem Festland ihrer Arbeit nach – Jagen, Baumfällen und anderen Tätigkeiten.
Zum ersten Mal erblickten die Freunde auch Indianerfrauen. Bis zur Gürtellinie waren sie nackt. Ein rockartig gewickeltes Tuch deckte die Blöße vom Gürtel bis zur Wade. Sie waren wie die Männer von kleiner Statur. Mit ihren sehnigen, braunen Körpern und den spitzen Brüsten hätten sie ansprechend wirken können, wenn sie nicht, ob jung oder alt, ihre Gesichter durch dick aufgetragene rote Farbe unsäglich entstellt hätten. Nicht genug, daß ihre Wangen mit kreisrunden roten Flecken bemalt waren, wurde noch das spitze Gesicht durch eine breite rote Linie geteilt. Bei älteren Frauen reichte sie von der Stirn bis zum Kinn, bei jüngeren dagegen zog sie sich sogar bis zum Brustbein hinunter.
Erwin konnte nicht den Blick von ihnen wenden.
„Tu mir den einzigen Gefallen und beäuge die Frauen nicht so", mahnte Günther.
„Man wird wohl noch hinsehen dürfen!" sagte Erwin empört. „Sonst gibt es hier doch nichts zu sehen!"
Nach kurzer Zeit hatten sie die Insel, die knapp fünfhundert Meter im Quadrat groß war, durchstreift, immer gefolgt von der Schar Halbwüchsiger, die sich allerdings in respektvoller Entfernung hielten. Die Nordseite der Insel, die sich dem offenen Meere zuwandte, war mit Kokospalmen bewachsen, während sich an der Südseite, dem Festland gegenüber, ein weit geschwungener Strand ausdehnte. Er stellte einen geradezu idealen Anlegeplatz für Kanus dar. In der Mitte der Insel drängten sich die Hütten zusammen. Das Versammlungshaus, in das sie wieder zurückkehrten, lag etwas südlich davon, näher am Strande. Es war von einzelnen Hütten umgeben.
Günther prägte sich alles ein. „Das versteht sich doch von selbst, wir warten noch ein paar Tage, und dann hauen wir hier ab, lieber Erwin!" –
Doch aus den Tagen wurden Wochen. Das Holzscheit, in das Günther seit ihrer Ankunft täglich einen Einschnitt mit seinem Taschenmesser machte, wies bereits dreiundvierzig Kerben auf. Am Tage konnten sich Günther und Erwin ungehindert auf der Insel bewegen. Nur wenn sie sich dem Strand auf der Südseite näherten, wo immer einige Kanus lagen, wurden sie von den Halbwüchsigen nicht aus den Augen gelassen. Seitdem sie das bemerkt hatten, mieden sie diesen Teil der Insel ganz, und zwar hatte das Günther vorgeschlagen. Wenn die Flucht gelingen sollte, erklärte er, dann müßten sie sich so vertrauenerweckend verhalten wie nur möglich. Erwin war damit einverstanden. Nur begriff er Günthers Zögern nicht. Worauf warteten sie?
„Eine mißlungene Flucht wirft uns um Monate zurück. Darüber mußt du dir klar sein. Denn dann sperren sie uns wie zu Anfang wieder Tag und Nacht ein – und vielleicht nicht nur in dieses Versammlungslokal."
„Es war sinnlos, diese Reise anzutreten", sagte Erwin niedergeschlagen. Er ließ sich am Ufer nieder und beschäftigte sich damit, flache Kiesel so zu werfen, daß sie übers Wasser hüpften.
„Sinnlos? Keineswegs!"
Günther sagte es so bestimmt, daß Erwin unwillkürlich aufschaute.
„Siehst du . . ." Günther sah nachdenklich über die See. „Als ich aus Dachau herauskam, da war in mir die Verpflichtung, weiterzuarbeiten, tätig zu sein gegen die Nazis, stark und lebendig. Doch es schlief nach und nach ein. Vielleicht war der Kampf um das tägliche Fressen daran schuld — aber immer ging es mir gar nicht so dreckig, zeitweise ging es mir sogar recht gut. Die Monate bei dem verrückten Professor und auch in der ‚Casa Tulia' . . . Doch das Gefühl der Pflicht, gegen die Nazis zu kämpfen, wurde in dieser Zeit nicht etwa stärker."
„Wie wolltest du auch in Bogotá gegen die Nazis kämpfen? Was konntest du überhaupt tun?"
„Siehst du, Erwin, das ist es eben. In Bogotá kam ich mir vor wie eine Fliege in der Käseglocke. Alles, was in der Welt außerhalb der Käseglocke vorging, war zu sehen. Nur selber mitmachen, das war nicht möglich. Wenn ich noch lange in dieser Lage geblieben wäre, dann – wie soll ich es dir erklären. Ich hätte mich aufgegeben!"
„Und hier, bei diesen lausigen Indianern fühlst du dich näher am Weltgeschehen? Erfüllst du etwa hier die Verpflichtung, gegen die Nazis zu kämpfen?" Erwin schüttelte verständnislos den Kopf.
„Du magst darüber lachen, aber ich hab' das Gefühl, auf dem Wege nach Deutschland zu sein."
„Mit dem kleinen Umweg über die Sowjetunion", unterbrach Erwin ein wenig hämisch.
„Vielleicht führt der Weg nach Deutschland überhaupt nur über die Sowjetunion", entgegnete Günther ernst. Vor seinen Augen stand das Bild, wie die Kameraden in Dachau ihn beim Abschied umdrängten.
„Um wieder zu praktischen Fragen zu kommen", sagte Erwin, „wie machen wir unserem Zwangsaufenthalt hier ein Ende? Denn wenn wir nichts tun, sitzen wir noch als Greise hier."



„Ich hatte mir von Anfang an eine Frist von dreißig Tagen gesetzt", antwortete Günther. „Die wollte ich abwarten, ehe . . ."

„Nach deinem Holzprügelkalender sind es aber schon dreizehn Tage darüber", stellte Erwin fest.

„Ich hatte die Frist auch stillschweigend um fünfzehn Tage verlängert."

„Aha, dann geht es übermorgen also los?"

„Immer schön langsam. Über die Strategie der Flucht, wenn du so willst, bin ich mir im klaren. Ich habe lange darüber nachgedacht."

„Und? Schieß los!"

„Wir müssen sehen, am Strand im Süden unbemerkt ein Kanu flottzumachen . . ."

„Kluges Kind! Und das nennst du Hochstapler Strategie? Da es zum Schwimmen bis zum Festland zu weit ist, bleibt natürlich nur ein Kanu. Aber wie willst du unbemerkt wegkommen? Am Tage ist es ausgeschlossen. Selbst wenn wir irgendwie die Halbwüchsigen überfahren, alarmieren sie die Männer am Festland, und wenn die uns nachsetzen, ist es aus, bevor es begonnen hat, zumal bei anständigem Wetter meilenweite Sicht ist. Und bei schlechtem Wetter kippen wir mit dem Kanu um, bevor wir es im Wasser haben."

„Dein Scharfsinn ist beängstigend", sagte Günther.

„Und nachts", fuhr Erwin ungerührt fort, „wenn die Männer auf der Insel sind – glaubst du im Ernst, daß wir unbemerkt wegkommen?"

„Ich habe meinen Grund, es zu glauben", sagte Günther geheimnisvoll. Und dann enthüllte er Erwin, worauf sein Plan beruhte. Seit etwa vierzehn Tagen hatte er beobachtet, daß jung und alt sich einer seltsamen Beschäftigung hingab. Unentwegt stampften sie vor den Hütten mit den Füßen in Bottichen und Gefäßen.

„Das ist mir auch aufgefallen", sagte Erwin. „Ich dachte, sie weichen ihre Feigenblätter ein für die große Wäsche."

„Nein, mein Herz, sie keltern!"

Erwin stieß einen Pfiff aus. „Woher weißt du?"

„Weil ich es mir angesehen habe. In den Gefäßen ist ein grünes, pampiges Zeug. Außerdem hat es mir der Dolmetscher bestätigt. Die Indianer machen aus irgendeinem Gewächs ein alkoholhaltiges Gesöff. Der Alte nannte es Chicha. Sie müssen einen Anlaß haben, vielleicht kommt ein Feiertag. Ich habe den Alten nicht ganz verstanden. Aber diese Feier, an der sie sich betrinken, auf die warte ich!"

„Da wirst du lange warten können", sagte Erwin mutlos.

Zehn Tage mochten seit dieser Unterhaltung vergangen sein, da ruhte auf der Insel jede Arbeit. Im Gegensatz zu dem üblichen Brauch fuhren die erwachsenen Männer nicht bei Sonnenaufgang aufs Festland. Sie formierten sich zu einem langen Zug, der sich, geführt vom Häuptling, mit eintönigem Singsang kreuz und quer über die Insel bewegte.

Auf dem freien Platz vor der Versammlungshütte fanden sich Tanzgruppen zusammen. Der dumpfe Klang großer Holztrommeln begleitete ihre seltsamen, rhythmischen Bewegungen. Die Tanzdarbietungen wurden durch gemeinschaftlichen Gesang unterbrochen, wobei der Häuptling den Takt angab. Allgemeine Tänze, an denen sich jedermann beteiligen konnte, lösten wiederum den Gesang ab. Bisher hatten die Frauen, die an diesem Tage hochrot geschminkt waren, sich zurückgehalten und eine Gruppe für sich gebildet. Jetzt nahmen sie ebenfalls teil.

Dickbauchige Tonkrüge kreisten. Sie enthielten ein gelbliches, klebriges Getränk.

„Chicha", sagte der spanisch radebrechende Indianer, als er Erwin eine gefüllte Kokosnußschale reichte. „Nicht trinken, nur so tun!" flüsterte Günther ihm zu.

„Nur mal probieren, wie's schmeckt", sagte Erwin und nahm einen kräftigen Schluck. „Verdammt!" Er setzte hastig die Schale ab und hustete. In seine Augen traten Tränen. „Das brennt ja wie Feuer mit Paprika!"

Daß das Getränk eine seltsame Schärfe besaß, zeigte sich bald an seiner Wirkung. Die Dunkelheit war noch nicht hereingebrochen, da war jung und alt bereits schwer berauscht. Indessen benahmen sich alle, wie Günther mit Verwunderung feststellte, überaus gesittet. Hing dies mit der Anwesenheit der Frauen zusammen? Langsam stieg der Vollmond am Himmel empor. Es war soweit!

Günther gab Erwin ein Zeichen und schlenderte zur Nordseite der Insel. Erwin folgte ihm. Als sie die Küste erreicht hatten, begannen sie zu laufen. An der Westküste entlang, die im Mondschatten lag, eilten sie zum Südstrand. Dort lagen die Kanus. Einige waren noch mit Kokosnüssen beladen.

„Wir nehmen dieses hier!" Erwin zeigte auf ein Kanu, in dessen Vorderteil ein Haufen Kokosnüsse aufgestapelt war. „Dann haben wir gleich zu essen und zu trinken!"

Günther nickte. Keuchend schoben sie das Boot ins Wasser.

Von fern tönte der Lärm der Feiernden herüber. Endlich schwamm das Kanu im Wasser.

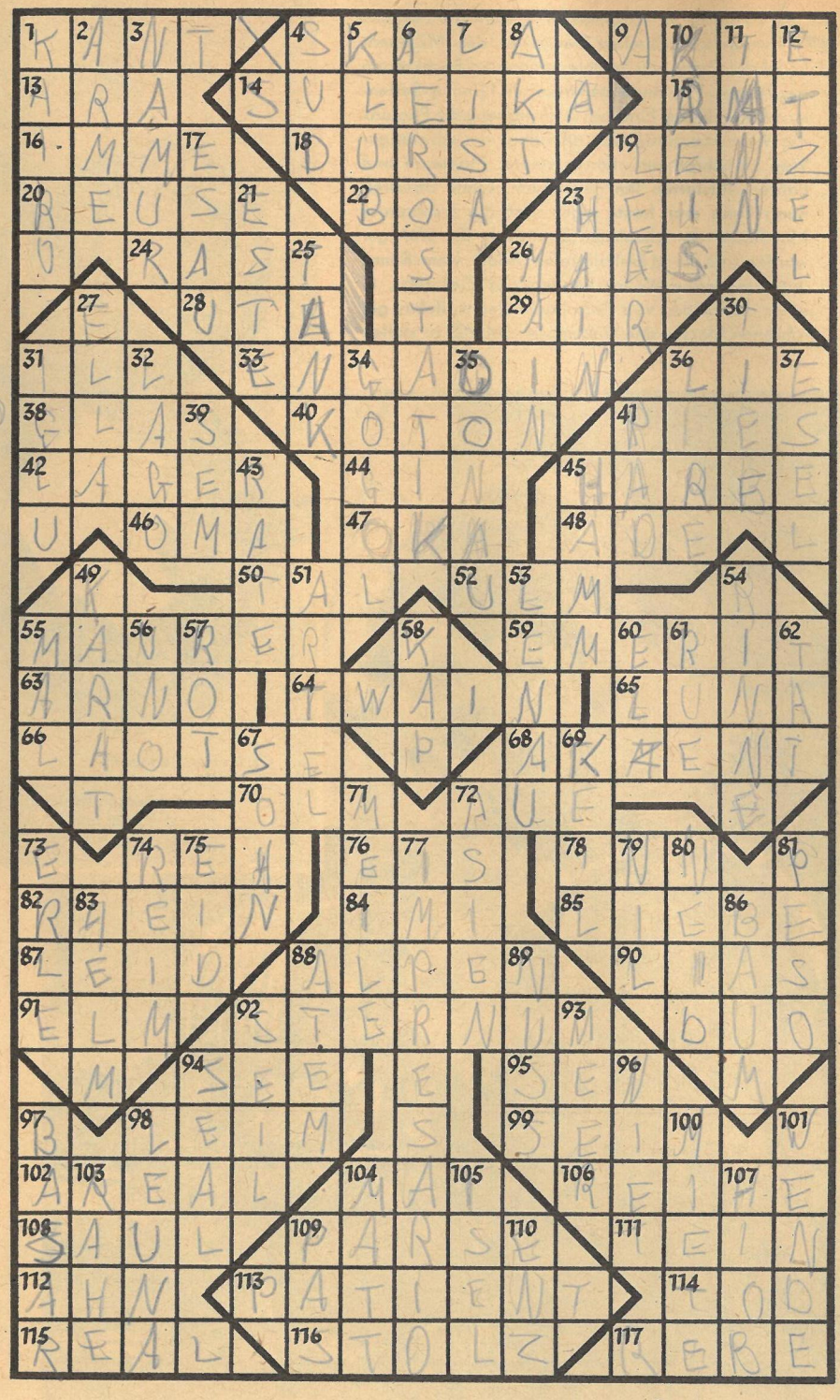
„Los!"

Günther schwang sich ins Boot, Erwin folgte ihm.

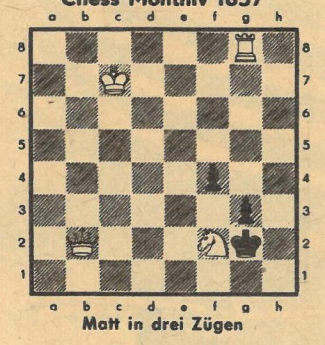
„Fein, daß Vollmond ist", flüsterte Erwin.

„Ja und nein", gab Günther zurück; „die Sicht ist auch für sie gut, wenn sie uns verfolgen!"

Fortsetzung folgt



Samuel Loyd
Chess Monthly 1857



Matt in drei Zügen

Das Problem in der Partie

Wir bringen einleitend die Partie zu der in Nummer 10 gestellten Frage: Was tun?

Weiß: W. Bialas Schwarz: B. Koch
Sizilianisch
Berlin 1956, Freundschaftskampf
SG Eckbauer—SC Motor

1. e4 c5 2. Sf3 e6 3. d4 c×d4 4. S×d4 Sf6 5. Sc3 d6 6. Le2 a6 7. f4 Dc7 8. 0-0 Le7 9. Le3 Sc6 10. De1 0-0 11. Td1 S×d4 12. L×d4 e5 (Kotow empfiehlt hier b5 und wenn darauf Lf3, so e5. Jedoch wäre auf b5 13. Ld3 besser.) 13. f×e5 d×e5 14. Dg3 Lc5 15. L×c5 (Übereilt wäre T×f6, wegen L×d4† 16. T×d4 Dc5!) D×c5† 16. Kh1 Kh8 17. Sd5? (Weiß hat keine glückliche Hand, denn jetzt war T×f6 der gegebene Zug: g×f6 18. Dh4! und Schwarz steht auf Verlust.) S×d5 18. T×d5 D×c2 19. T×f7? (Damit ist die zur Frage gehörende Stellung erreicht. Bialas hatte seine eigene Stellung nicht genügend überprüft, nicht beachtet, daß die feindliche Dame auf der 2. Reihe steht und die 1. Reihe nicht gegen einen Überfall gesichert ist.) Lg4!! (Die Parade! Der Turm a8 wird demaskiert, es könnte nun T×f7 nebst Mattangriff durch Dc1† folgen.) 20. h3 (Der König bedarf dringend eines Luftloches, Weiß muß die Qualität geben, da auf 20. Tf8† T×f8 21. h3 der Läufer verlorengeht.) T×f7 21. L×g4 (D×g4 ist nur etwas besser.) Tf1† 22 Kh2 Dc1 23. D×e5 De1!! Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Altmeister Koch hat 19. T×f7 glänzend widerlegt.

Lösung zu Nummer 9

1. Draiska (2er): Es gibt in diesem Stück zwei Probedrohungen. A 1. Te2 dr. Se6 und B 1. Da5 dr. Sf5 matt. Die Paraden zu A Sc5 und B Se3 wirken blockierend, es folgt Sf5 resp. Se6 matt. Die Paraden zu A Sf4 und B Sd6 verstellen, es folgt Te4 resp. Dd5 matt. Aber: A wird durch Td6 und B durch Tf4 widerlegt. Die Lösung ist: 1. b3 dr. T×c4 matt. Die Verteidigung übernehmen auch hier die Springer, außer wie oben genannt, können sie auch nach e5 ziehen, der mattgebende Springer deckt dann e3 resp. c5 ab.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. großer deutscher Philosoph (1724—1804), 4. Meßgeräteeinteilung, 9. Urkunde, 13. Papageienart, 14. arabischer Frauenname, 15. Verwaltungsorgan, 16. Nutzinsekt, 18. Verlangen nach Flüssigkeit, 19. Jahreszeit, 20. Fischfanggerät, 22. Riesenschlange, 23. deutscher politischer Dichter und Publizist (1797—1856), 24. Ruhepause, 26. Fluß im östlichen Frankreich, 28. Gestalt der Nibelungensage, 29. Aussehen, Benehmen, 31. Nebenfluß des Rheins, 33. Hochtal der Schweiz, 36. norwegischer gesellschaftskritischer Schriftsteller (1833—1908), 38. durchsichtiges Material, 40. französisches Wort für Baumwolle, 41. altes Papiermaß, 42. Stapelplatz, 44. Schnapsart, 45. Saiteninstrument, 46. Kosename für eine Verwandte, 47. Nebenfluß der Wolga, 48. Grußwort, 50. Geländeeinschnitt, 52. Stadt in Baden-Württemberg, 55. Handwerker, 59. Ruheständler, 63. Fluß in Mittelitalien, 64. nordamerikanischer humoristischer Schriftsteller (1835—1910), 65. Mondgöttin, 66. chinesischer Denker des 6. Jahrhunderts v. u. Z., 68. Aussprachezeichen, 70. Lurchart, 72. Industriestadt im Erzgebirge, 74. Hirschart, 76. Gefrorenes, 78. Nebenfluß der Donau, 82. deutscher Strom, 84. Reinigungsmittel, 85. Zuneigung, 87. Kummer, 88. Hochgebirge, 90. Formation des Erdmittelalters, 91. Bergrücken in Niedersachsen, 92. Brustbein des Menschen, 94. größeres Gewässer, 95. kleine japanische Währungseinheit, 98. Bindemittel, 99. dicker Saft, 102. Fläche, Flächeninhalt, 104. Monat, 106. Folge, 108. erster König in Israel (1030—10 v. u. Z.), 109. Abkömmling der alten Perser, Feueranbeter, 111. anregende Substanz des Tees, 112. Vorfahre, 113. Pflegling, 114. Lebensende, 115. alte spanische Münze, 116. Selbstbewußtsein, 117. Teil des Weinstockes.

Senkrecht: 1. bedeutende Stadt Ägyptens, 2. Gliedmaßen, 3. Provinz und Stadt in Belgien, 4. Kochlösung, 5. Vereinigung, 6. Lehre vom Gleichgewicht der Gase, 7. weiblicher Vorname, Kurzform, 8. Teil eines Bühnenstückes, 10. Verwaltungsgebiet in der DDR, 11. Nadelwald (dichterisch), 12. sagenhafter Hunnenkönig, 17. biblische Gestalt, 19. Dramenheld bei Shakespeare, 21. Angehöriger eines Volkes der UdSSR, 23. Gehölz, Wald, 25. Großbehälter, 26. Nebenfluß des Rheins, 27. weiblicher Vorname, 30. meteorologischer Begriff, 31. Eskimohaus, 32. italienisch: See, 34. russischer realistischer Dichter (1809—1852), 35. Strom in Europa, 36. italienische Währungseinheit (Mz.), 37. Einhufer, 39. Stammvater einiger vorderasiatischer Völker, 41. Maschinenteil, 43. Teilbetrag, 45. Stadt in Westfalen, 49. Feingewicht, 51. Form der landwirtschaftlichen Kollektivwirtschaft in der Sowjetunion, 53. österreichischer freiheitlicher Lyriker (1802—1850), 54. Höhenzug im nördlichen Thüringen, 55. Hinweis-, Merkzeichen, 56. Vereinigung von Nationen zu einer Organisation, 57. Farbe, 58. Vorgebirge, 60. Nebenfluß des Rheins, 61. französisch: Straße, 62. Vollbrachtes, 67. Abkömmling, 69. Spaltwerkzeug, 71. altes Wegemaß, 72. Erdteil, 73. Laubbaum, 74. Gleichklang, 75. Schwur, 77. Veranstalter künstlerischer Darbietungen, 79. Strom in Afrika, 80. Mißgunst, 81. südamerikanische Währungseinheit, 83. Kopfschutz, 86. Holzgewächs, 88. Lebenshauch, 89. Steinfrucht, 92. Tau, 93. zusammenhängende Wassermasse der Erde, 94. Pelzrobbe, 96. Verbindungsbolzen, 97. orientalischer Markt, 98. Industriestadt im Bezirk Halle, 100. Grube zur Lagerung von Feldfrüchten, 101. Begriff aus dem Schwimmsport, 103. Segelstange, 104. Schachbegriff, 105. Berg bei Innsbruck, 107. vom Unglück verfolgter Held im Alten Testament, 109. Tanzschritt, 110. Nebenfluß des Neckars.

Rätsellösungen aus Nummer 10

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Alaska, 5. Gemse, 10. None, 11. Arom, 15. Sohn, 16. Orgie, 18. Rede, 19. Asiat, 23. Rente, 24. Sonne, 26. Tantieme, 29. Bake, 32. Bon, 33. Xenon, 37. Gedanke, 38. Solo, 39. Ural, 41. Literat, 43. Remis, 45. Kur, 46. Elan, 47. Aeroplan, 52. Palme, 54. Arosa, 63. Korso, 64. Lire, 65. Esche, 66. Urne, 67. Eden, 68. Ahoi, 69. Stall, 70. Ellern. — Senkrecht: 1. Anode, 2. Lori, 3. Anger, 4. Seife, 6. Essen, 7. Moire, 8. Shaw, 9. Enten, 11. Arien, 12. Reh, 13. Ode, 14. Meisen, 17. Ernten, 19. Adnex, 21. Eta, 22. Tom, 25. Iberer, 27. Ion, 28. Volant, 30. Adam, 31. Kali, 34. Esel, 35. Nora, 36. Not, 37. Gur, 40. Duo, 42. Tenore, 44. Salto, 45. Kreole, 48. Ems, 49. Laden, 50. Ara, 51. Ulkus, 52. Pirna, 53. Assel, 55. Sisal, 56. Asche, 57. Rhein, 59. Tort, 60. Lid, 61. Ire, 62. Chor. — 20. und 58. waagerecht: „Die Freiheit der Welt ist solidarisch!"

Silbenrätsel: 1. Dingi, 2. Engels, 3. Neruda, 4. Galle, 5. Eigentum, 6. Sachsen, 7. Cowboy, 8. Honan, 9. Mikado, 10. Antwerpen, 11. Chevreau, 12. Kalinin, 13. Kamin, 14. Aarhus, 15. Neger, 16. Norma, 17. Monument, 18. Anorak, 19. Nagelfeile, 20. Nebel, 21. Irokesen, 22. Cambrai, 23. Heilverfahren, 24. Tombola, 25. Anker, 26. Mariza, 27. Maxhütte, 28. Indigo, 29. Tadel, 30. Türkis, 31. Entscheidung, 32. Leichtgewicht, 33. Goldschmied, 34. Uglitsch, 35. Tasse, 36. Brenner. — „Den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am allervorzüglichsten."

Maschinen,

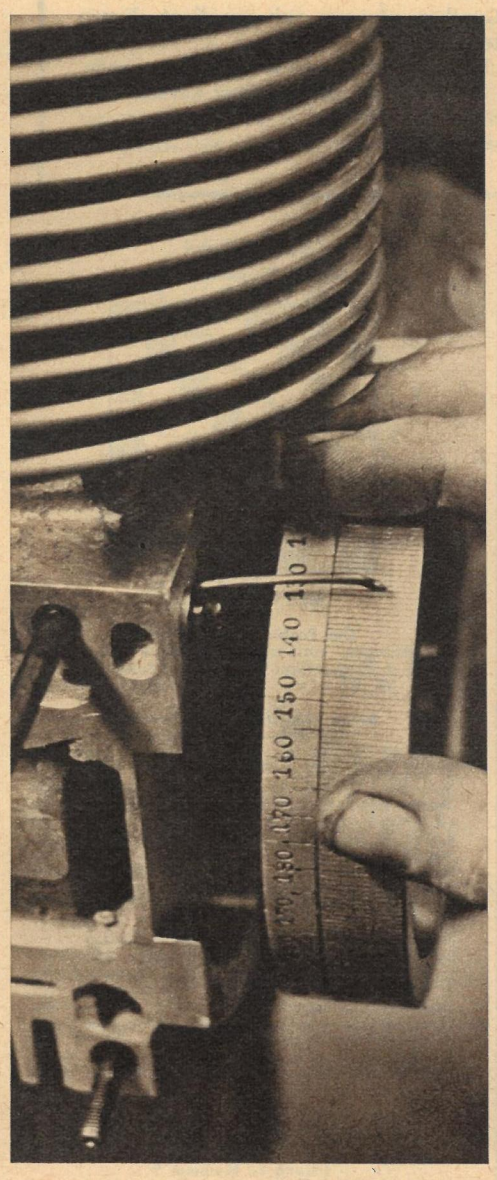
ZB-Reporter berichten vom

Als Hechte im Karpfenteich werden die unwahrscheinlich schnellen Zweitakter des MZ-Rennkollektivs Zschopau in internationalen Fachkreisen bezeichnet. Von der ersten frisierten 125-ccm-Serienmaschine bis zum Einbruch in die italienische Phalanx der Viertaktmotoren war allerdings ein schwieriger Weg zurückzulegen. Konstrukteure, Monteure und Fahrer meisterten ihn gemeinsam. Ohne Übertreibung kann man heute sagen, daß die Zschopauer Maschinen die schnellsten Zweitakter der Welt geworden sind. Es ist deshalb keine Utopie, wenn Rennleiter Ingenieur Walter Kaaden das Ziel setzt, in einer der beiden vom Zschopauer Rennkollektiv gefahrenen Klassen den Weltmeister auf MZ zu stellen

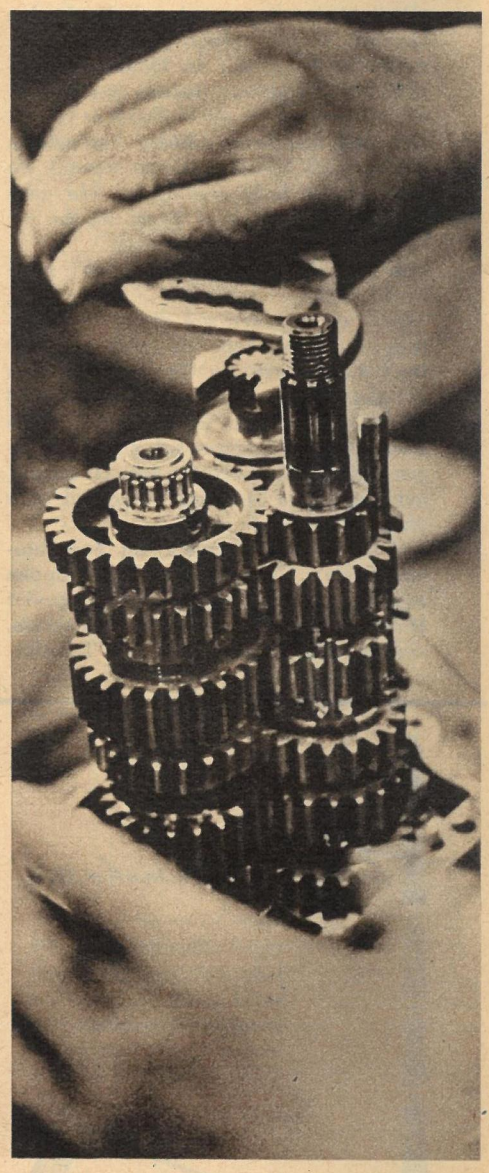
Gr. Preis v. Budapest 125 ccm — Hockenheim (DBR) 125 ccm — Gr. Preis v. Deutschland 125 ccm — Halle-Saale-Schleife 125 ccm — Tubbergen (Holland) 125 ccm — Schleizer Dreieckrennen 125 ccm — Gr. Preis d. DDR – Sachsenring 125 ccm — Nürburgring 125 ccm

Am 5. Januar 1959 fand der 36jährige Motorenschlosser und Vizeweltmeister Horst Fügner endlich Zeit zum Heiraten. Noch kann er sich seiner jungen Frau und seinen privaten Neigungen widmen: dem Basteln und dem Malen. Wenn jedoch die letzten Feinheiten an den Maschinen eingestellt, Motoren und Vergaser ... zigmal auseinandergenommen und ausprobiert werden müssen, wenn das erste Rennen in bedrohliche Nähe rückt, dann ist die „ruhige" Winterpause endgültig vorbei. Zuversichtlich schaut Horst Fügner der Saison entgegen; nicht weil er an den bewußten „50er" in der Tasche oder an einen Teddybär glaubt, sondern weil er sich auf die gute Arbeit seiner Kollegen und Monteure verlassen kann. Natürlich „bastelt" Horst bis zur letzten Minute selbst mit

Noch ist Platz in dem Regal, und auch in der verhältnismäßig kleinen Werkstatt der Rennsportabteilung herrscht noch Übersicht. Der Hochdruck setzt meistens vier bis fünf Wochen vor dem ersten Start ein, wenn alle neukonstruierten und überarbeiteten Einzelteile vorrätig sind. Auch hier eine Vorschau: Anstatt der bekannten Alu-Verkleidung werden wir in Kürze solche aus Polyester sehen (Foto rechts außen). Grund: leichter zu verarbeiten, widerstandsfähiger und weitaus billiger



A und O eines jeden Motors ist das Einstellen der Steuerzeiten, das heißt, über den gesamten Drehbereich die besten Leistungen zu ermitteln und nicht durch falsche Übersetzung etwas zu verschenken. Auf dem Prüfstand zeigt es sich dann, ob der Monteur irgendwo ein „Pferd" versteckt gehalten hat. Durch intensive Versuche gelang es zum Beispiel bei den 250er Maschinen, 1958 echte 36 PS bei 9500 U/min zu erreichen. Für 1959, so wurde uns von Eingeweihten verraten, ist noch etwas mehr „drin"!



Ein beachtlicher Anteil am „Durchhalten" einer Maschine kommt auf das Konto eines in jeder Situation hart und funktionssicher schaltbaren Renngetriebes. Für „gefühlvolles" Schalten ist beim Rennen keine Zeit. Ungeahnte Kräfte müssen von diesen kleinen Zahnrädern bewältigt werden und dazu ist das alte Ziehkeilgetriebe nicht mehr in der Lage. Es wurde gegen das neue 6-Gang-Klauengetriebe ausgewechselt, das seine Feuerprobe glänzend bestanden hat

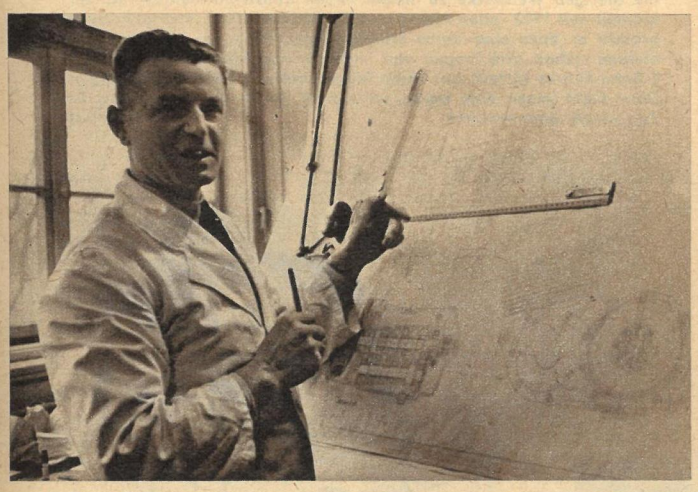
Gr. Preis v. Brünn 125 ccm | Leipziger Stadtparkrennen 125 ccm | Gr. Preis v. Brünn 250 ccm | Gr. Preis v. Budapest 250 ccm
Zandvoort (Holland) 125 ccm | Gr. Preis d. DDR – Sachsenring 250 ccm | Tubbergen (Holland) 250 ccm

Höchstgeschwindigkeit plus günstigstes Übersetzungsverhältnis plus genaueste Steuerzeiten plus neuester Auspuff ergibt PS. Und die sucht Prüfstandmonteur Günter Seifert unermüdlich. Dazu müssen noch neue Rennkerzen und Treibstoffzusammensetzungen erprobt werden

Männer und Sekunden

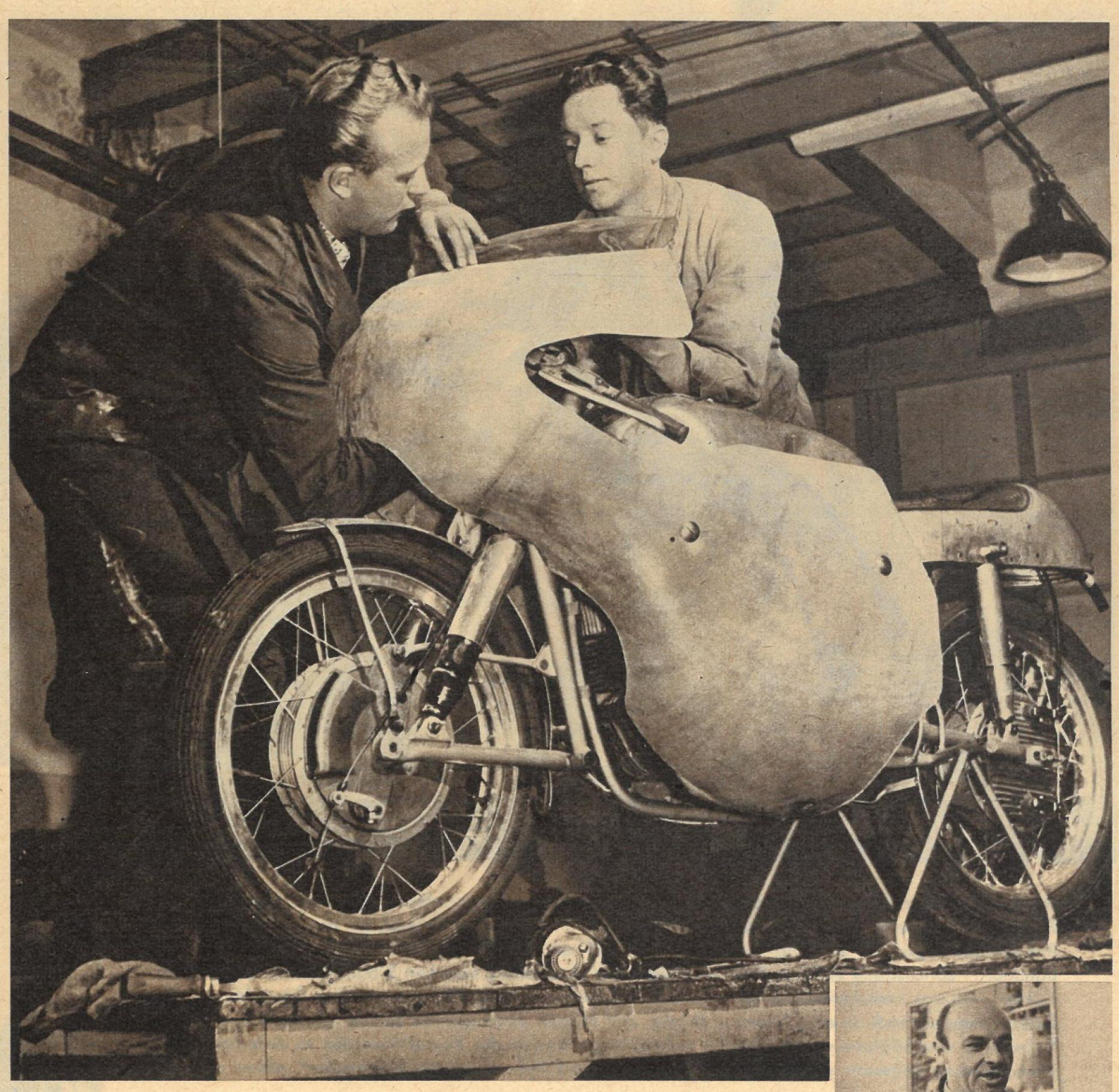
Zschopauer MZ-Rennkollektiv und seinen Vorbereitungen auf die neue Rennsaison

Im Herzen des Prüfstandes fungiert Versuchsingenieur Horst Langenbrunner als „Bremser". Entsetzlicher Lärm ist die Begleitmusik seiner Tätigkeit, von der man behauptet: Was nicht kaputt geht, ist nicht bis zum Ende durchkontrolliert! An diesem, wenn auch übertriebenen Ausspruch, kann man erkennen, welchen Belastungen ein Motor ausgesetzt wird. Schließlich soll er die Maschine mit 180 km pro Stunde über die Rennpisten jagen, ohne „sauer" zu werden oder zu mucken

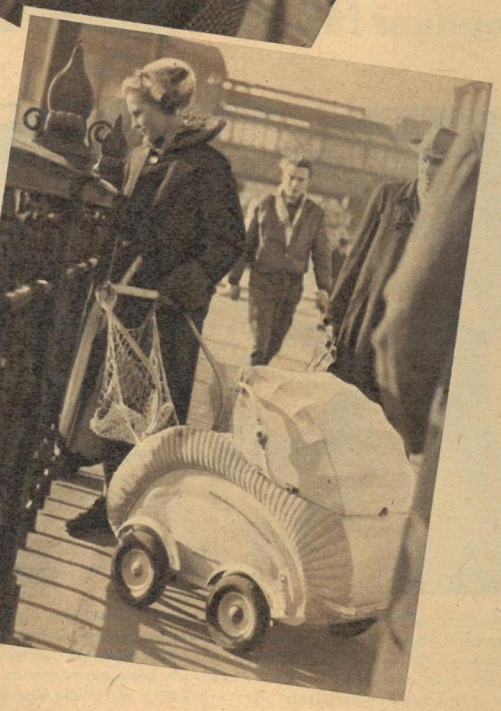


Für das Konstruktionsbüro der Rennabteilung zeichnet Konstrukteur Bergauer verantwortlich. Von seinem Kollektiv spricht man außerhalb des Werkes kaum, und doch ist es der geistige Vater aller technischen Verbesserungen. Gewissenhaft wertet es die praktischen Erfahrungen der Monteure und Fahrer aus und leistet damit einen bedeutenden Beitrag beim Kampf der Zschopauer Rennmaschinen um internationale Anerkennung. Über jeden Sieg der von ihnen entwickelten Maschinen freuen sie sich deshalb ebenso aufrichtig wie alle unmittelbar Aktiven, denen sie zu jedem Rennen über Grenzen hinweg die Daumen drücken

Text: Wolfgang Oberländer / Fotos: Eberhard Buschmann



Während die fertigen Maschinen auf der Versuchsstrecke zum letzten Mal getestet werden, packen die Monteure ihre Koffer und Ersatzteile zur ersten Fahrt. Einen Winter lang wurden die gesammelten Erfahrungen der Rennsaison 1958 untereinander ausgetauscht, wurden Neukonstruktionen vorgenommen, kurz, wurde alles getan, wozu im Sommerhalbjahr zwischen den einzelnen Rennen kaum Zeit bleibt. „Es ist also nur zu hoffen", beendet Walter Kaaden unser Gespräch, „daß die Vertreter unserer Republik nicht mehr bis „5 Minuten vor dem Rennen" an verschiedenen Staatsgrenzen auf die Einreisevisa warten müssen und dann keine Trainingsmöglichkeiten haben, daß sie unter den gleichen Bedingungen an den Start gehen können wie ihre Sportkameraden aus aller Welt. Dann werden sie anschaulich beweisen, zu welchen Leistungen unsere Industrie und unsere Menschen fähig sind"



Gefüttert wird auf der Weidendammbrücke von allen Altersklassen beider Geschlechter. Ein Opa, der voll Behagen und mit viel Technik die gierigen Weißröcke zu immer neuen Kunststückchen zwang, zerkrümelt seit 1923 jeden Abend eine Frühstücksstulle. Jetzt im Frühling braucht er dazu eine halbe Stunde länger als sonst. Liebespärchen bleiben stehen, alte Frauen und immer wieder Kinder. Sogar manche S-Bahn-Führer füttern aus ihren Wagenfenstern die schnellen Segler. Dann steht immer eine weiße, schreiende Wolke am Himmel, bis der Zug wieder davonrauscht

Bildbericht: G. Blutke

Wenn der Winter eben knapp vorbei ist, heben die Berliner schon die Nase und schnuppern nach dem Frühling. Man merkt das – etwas später freilich – am Primeltopf im Fenster, an den voller werdenden Straßenbahnzügen in Richtung Friedrichsfelde und an der Weidendammbrücke, 100 Schritte vom Bahnhof Friedrichstraße entfernt. Hier, im Herzen der Hauptstadt, zwischen S-Bahn-Gleisen und Häuserklötzen, lebt das kreischende Denkmal der Berliner Tierliebe, ist das Möwenparadies Deutschlands. Der Berliner mag es noch so eilig haben – Brücke und Möwen verlangsamen seinen Schritt, lassen ihn anhalten und eine Schrippe aus der Tasche ziehen. Nirgendwo in der Republik werden so viele Bockwürste ohne Brötchen gegessen wie vor den Kiosken rechts und links vom „Möwenparadies" mitten in Berlin

Frühling in der Friedrichstraße

Auch die Gehsteige von Ciudad de Mexiko — wie Mexiko City in der Landessprache heißt — werden mehr und mehr in Mitleidenschaft gezogen. Immer wieder stößt man mitten in der Stadt auf aufbrechende Straßenzüge. Ganze Arbeiterkolonnen sind nur damit beschäftigt, Armierungen für Stützpfeiler aller Art herzurichten. Señor Manuel Gonzalez Flores, Hochhausspezialist und Professor an der Universität Mexiko, sagte erst kürzlich: „Eigentlich muß man sich wundern, daß wir alle zusammen noch nicht abgesoffen sind." Die Stadt wird nämlich sogar in doppelter Hinsicht vom Wasser bedroht. Jahr für Jahr prasseln Wolkenbrüche über Mexiko nieder, überschwemmen Wassermassen ganze Stadtviertel, finden in der fast überall geteerten Bodenfläche keinen Abzug, arbeiten aber in allen Spalten und führen so zu weiteren Senkungen. „Mexiko City tanzt", heißt es bei den Architekten, wenn die hohen Bauten sich neigen oder sogar Torsionsbewegungen um ihre Längsachse ausführen. Ein brauchbarer Ausweg aus diesem Dilemma konnte bisher noch nicht gefunden werden

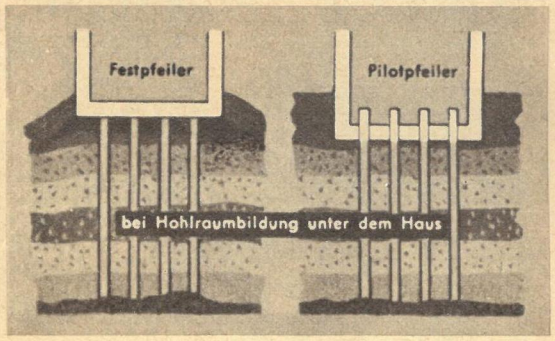
Fotos ZB-Archiv

2250 Meter über dem Meeresspiegel:

Mexiko City ertrinkt

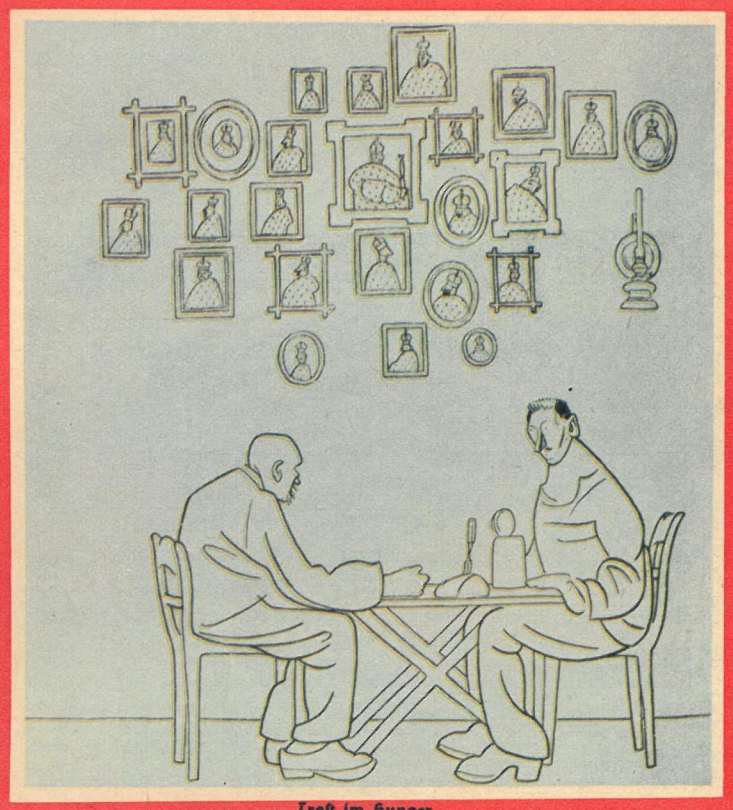
Die Stadt steht auf Schlammpudding und droht darin völlig zu versinken

Am meisten bedroht sind die Hochhäuser der Innenstadt, wie hier die in der Avenida Paseo de la Reforma, und die umliegenden Bauten, da beim Einsinken der Giganten der Boden aufbricht und die benachbarten Gebäude sich gefährlich zur Seite neigen. So senkten sich beispielsweise die Loretto-Kathedrale (unten rechts) schon über zwei Meter und die die feststehende Monumentsäule „Goldener Engel" umgebende Straßendecke seit 1910 ebenfalls um über zwei Meter. Die einstmals waagerecht liegenden Deckplatten des Denkmals liegen heute ganz schräg. — Pfeiler, die nicht fest mit dem auf ihnen ruhenden Gebäude verbunden sind, sollen nach neuesten Erkenntnissen erste Hilfe bringen. Sackt das Haus ab, so dringen die oberen Pfeilerenden durch die Öffnungen im Fundament, können abgesägt werden, und das Haus setzt sich. Man sieht auf den beiden Skizzen (rechts) deutlich, wie sich die neue Methode der sogenannten Pilotpfeiler gegenüber dem alten System mit festverankerten Pfeilern positiv auswirkt



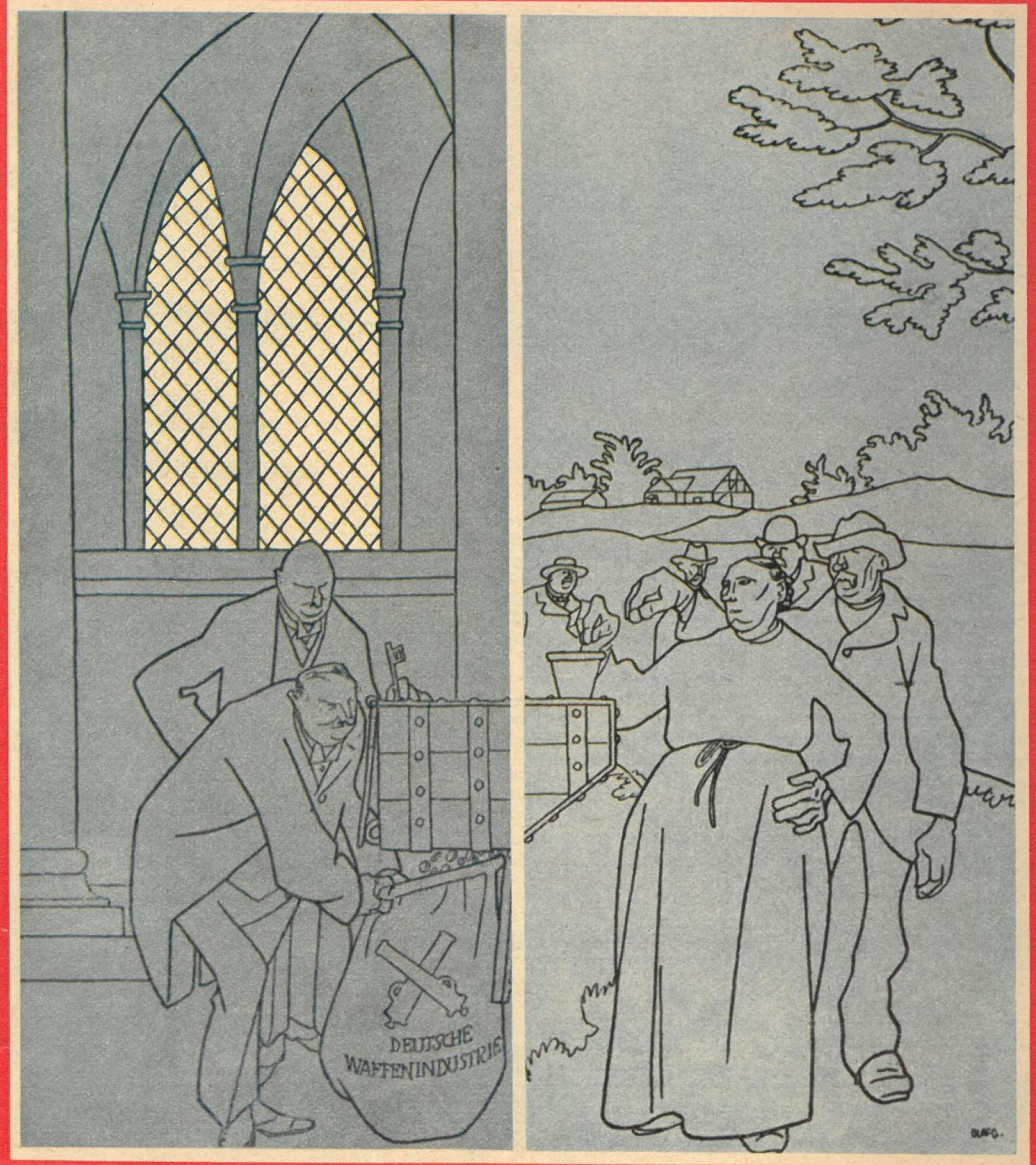
Mexiko City ist von akutem Wassermangel bedroht. Darin liegt paradoxerweise die eigentliche Gefahr, denn dieser Wassermangel ist drauf und dran, die Stadt — im Wasser versinken zu lassen. In den letzten 15 Jahren ist die Bevölkerung von Mexiko City mit rapider Schnelligkeit auf über vier Millionen angewachsen. Mit der Zunahme der Menschen stieg auch der Wasserbedarf. Um ihn zu befriedigen, holte man das Wasser der Einfachheit halber mit Pumpen aus dem Boden unter der Stadt, einem abflußlosen Becken, wo es ja keine Mangelware war. Aber bedingt durch wasserundurchlässige Schichten füllte sich das „Reservoir" nicht wieder auf; das entnommene Wasser ging ein für allemal verloren. Die so entstehenden Hohlräume lassen die Stadt absacken. In den letzten 60 Jahren ist die Gesamtfläche von Mexiko City um drei bis acht Meter gesunken, und dieser Prozeß hält unvermindert an. Unsere Zeichnung zeigt den Aufbau der Bodenschichten unter der Stadt. Deutlich sind die Hohlräume in dem schwammigen Untergrund, auf dem Mexiko City schwimmt, zu sehen

Rund ist die Welt - bunt ist die Welt



Trost im Hunger

„Es ist wirklich wahr, wir sind die reichste Nation der Welt. Wir ernähren zweiundzwanzig Fürsten!"



Der Tempel des Patriotismus

Das Volk: „Fürs Vaterland den letzten Pfennig!" Die Industriellen: „Das Vaterland sind wir!"

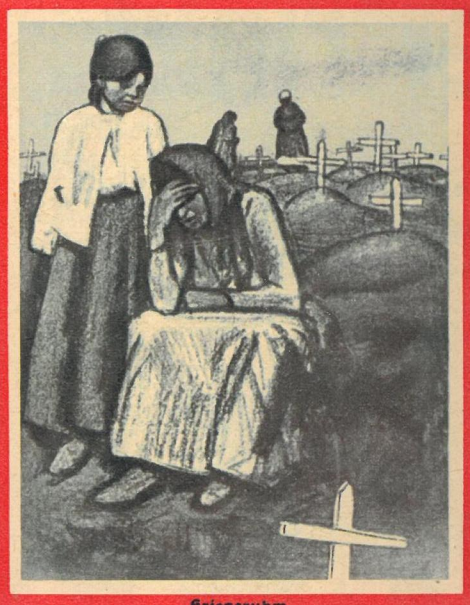
In Westdeutschland wieder

Aktuell wie damals

Eine Sammlung aus dem „Simplizissimus" 1913/14.
Gezeichnet von Gulbransson u. a.

Weihnachtshollehte

„Frau Kommerzienrat, denken Sie an die Worte des Dichters: ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß ...'" „Na, wissen Sie, Herr Pastor, solange die Leute noch Brot zu ihren Tränen haben, solange geht's ja noch!"



Kriegsruhm

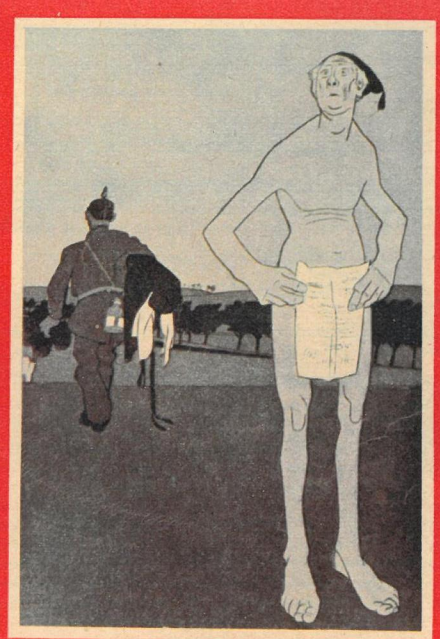
„Wie kannst du denn eine Witwe sein, Mutter, wenn der Vater doch unsterblich geworden ist?"

Herrliche Zeiten

„Warum machen wir's uns eigentlich so schwer?" „Ja, der meine sagt, ich muß ihn tragen, sonst greifst du mich an!"

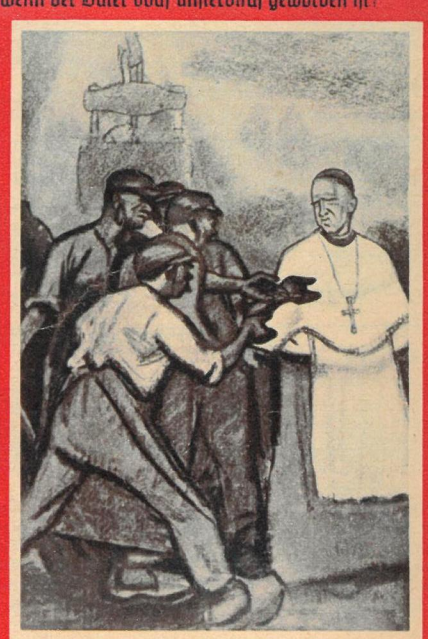
... an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!

„Wenn du nicht weißt, bei welcher Partei dein Vater ist, dann darfst du meine Hand nicht küssen, Kind!"



Nach der Wehrvorlage

„Es ist doch gut, daß der Steuerzettel so groß ist, da kann ich wenigstens meine Blöße bedecken!"



Kardinal, bleib bei deinem Rosenkranz!

„Was weißt du von Arbeit?! Oder kannst du vielleicht katholische Schwielen von protestantischen unterscheiden?"